Zehntes Capitel.

Vortheile der Einsamkeit für den Geist.

Nur freye Seelen wissen, wie lieblich es ist sich frey zu fühlen. Sklaven behagt ihre Knechtschaft. Wer lange in der Welt herumgeworfen ward, und da erfahren hat, was Welt und Menschen werth sind; nun alles unparteyisch überzählet, und sein Glück auf dem steilen Wege der Tugend, in sich selbst findet, der ist frey.

Wüste, dunkel, und rauh, ist freylich dieser Weg; aber er führet nach mühsamem Steigen, auf erhabene Ruheplätze, an friedsame Ufer, und in freye Himmelsluft. Einsamkeit gewähret die vollkommenste Unabhängigkeit, wenn man frühe genug alle ihre Vortheile kennet, und liebt. Jünglingen, unbefangenen Menschen, ach diesen einzigen Menschen denen ich nützlich seyn kann, will ich darum hier die

Bahn

Bahn zu solcher Glückseligkeit auszeichnen. Klagen der Unzufriedenheit sollen sie nicht in die Einsamkeit führen, aber Gleichgültigkeit für Zerstreuungssucht, Ekel gegen Zeitverderb, Mistrauen gegen das leutselige Zuvorkommen im Hause der Freude, und Furcht vor dem seidenen Händedruck schmeichelnd lockender Versuchung.

Grosse Geisteskraft haben viele in der Einsamkeit geübt und erworben. Wie im Sturme eine Ceder steht, so stand mancher Held der Tugend, in seiner Höhle. Mancher Heiliger war zwar auch da noch Mensch, und dachte noch wohl an die schönen Töchter der Welt. Aber mancher hat auch da gezeiget, daß ein Weiser, in der rauhesten Einsamkeit, nicht vergeht. Auch noch da hat er die Schatten der Gestorbenen um sich; er umfanget mit seinen Gedanken, was sein Auge nicht sieht, und in der Absonderung von allem was lebt, spricht er da mit Gott alleine.

Grosses Beginnen und grosse Kräfte, muß man in keinem Einsiedler verachten. Jeder gut-

gutgemeinte und herzhafte Versuch zu höherer Tugend, jedes Emporstreben des Geistes, jedes heroische Unternehmen, reisset hin, und rühret. Ein edler kraftvoller Mönch ist doch auch ein Held. Eine schöne Nonne, voll sanfter Erhabenheit, und süsser aber theuer erkaufter Ruhe der Seele, wirket noch tiefer auf unser Herz, als jeder andre weibliche Engel. Ach wie oft empfand ich, alle Achtung und alles Wohlwollen, das jeder redliche Mönch verdient, alle Innigkeit der Ehrfurcht, für die Helden in diesem Stande, für ihre ausserordentliche Liebe zu Gott, für ihre Selbstüberwindung, ihr Ausharren, ihre Treu. Wie oft schien mir doch ein Kloster, in dem ich auch nur einige gute Menschen fand, eine trostvolle Zuflucht in grosser Unruhe des Herzens. Nie verkannte ich, auch in der schauerichsten Mönchswohnung, die Vortheile einer rauhen und heldenmässigen Lebensart zur Beförderung strenger Tugend. Nie vergaß ich, in den Wohnsitzen des Aberglaubens, die Pflicht das redliche Herz vom trüben Verstande zu sondern, diesen zu entschuldigen,

jenes

jenes zu lieben. Freundlich und bieder, drückte ich manchem Mönch in seiner Celle die Hand; und aus keinem Nonnenkloster gieng ich weg, ohne eine stille Thräne.

Aber da doch Mönchsgeist nicht der ächte Geist des Christenthums ist, so schreibe ich auch nicht über die Vortheile der Einsamkeit für Mönche und Nonnen. Einsamkeit kann zwar auch ihren Geist erheben, kann zwar auch ihr Herz beruhigen, wenn man den Wust wegräumt der ihre Seelen drückt, und wenn man ihre Gelübde einschränkt, und ihre Sklaverey erleichtert. Meine Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit haben jedoch einen grössern, und ausgebreitetern Zweck. Das Gute was ich von der Einsamkeit denke, möchte ich der Welt anpassen, in der ich lebe, mit der ich in mancherley Verbindungen stehe, die am meisten auf mich wirket, auf die ich auch wol wirken kann, weil es gewiß junge Herzen giebt, in denen solche Betrachtungen gedeyen.

Zweymal in seinem Leben muß man durchaus einsam seyn können. In der Jugend, um unendlich

unendlich viele wissenswürdige Dinge zu lernen, und um da auf einmal eine Denkart zu erwerben, die den Stich halte durchs ganze Leben. Im Alter; um noch einmal den zurückgelegten Weg sich zu erinnern, und alles zu überdenken was uns begegnet ist, alle Blumen die wir pflückten, und alle Stürme unsers Schicksals.

Lord Bolingbroke sagt, es finde sich in des Kanzler Bacons Werken, keine tiefsinnigere und keine schönere Beobachtung als diese: wir müssen uns frühe, für unser Leben und unsere Handlungen, rechtschaffene, tugendhafte, und erreichbare Endzwecke wählen; und dann ganz unsern Sinn darauf heften, damit die Seele auf einmal, und mit einem Sprunge, zu allen Tugenden sich wende und ausbilde (*). Bey der Bildung eines moralischen Charakters müsse man nicht verfahren wie der Bildhauer bey einer Statue, der etwa an dem Gesichte meisselt, indeß da der übrige Körper ein roher und unbearbeiteter Klotz bleibt; sondern wie die Natur, die, indem sie eine Blume, ein Thier, oder

(*) Ut continuo vertat et efformet se animus, una opera, in virtutes omnes.

oder irgend eines ihrer Werke hervorbringet, den Grund aller Theile mit einmal setzt, und darstellt (*).

Lieber Jüngling, den die listige, gleissende, maulspitzende Weiberwelt, noch nicht aus den Vorposten der Zucht getrieben hat, der durch ihren eitelen Müssiggang noch nicht angestecket, durch alle Verfeinerung und Verstellung verbuhlter List noch nicht aller Lust und Kraft beraubet ist etwas Grosses zu beginnen; der noch gerne bey manchem Frühstück, bey mancher Assemblee, bey manchem Tanze, und bey jedem Petitsouper ihr entwischt; Einsamkeit ist deine Welt. Auf deiner Studirstube möchte ich dich festhalten, da dich zu grossen Absichten erwärmen und stärken, da dir den edlen wünschenswürdigen Stolz geben, mit dem du, nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch in männlichem Alter, in Amt und Bedienung, aus Welt und Menschen nie mehr machen wirst, als sie werth sind.

Du

(*) Elementa partium omnium simul parit & producit.

Du hast recht, daß du dich herausreissest aus einer Welt, die zu klein ist, um dir grosse Beyspiele zu geben. Männer mußt du kennen, Griechen, Römer, Engländer, durch die man Alles um sich her übertreffen lernt. Oder wo haben wir berühmtere Beyspiele menschlicher Grösse? Wer hatte mehr kriegerischen Muth, mehr Kenntnisse, mehr Liebe für die Wissenschaften, mehr Menschenverstand? Glaube aber ja nicht, daß ein Deutscher deswegen gleich ein Engländer sey, wenn er sich die Haare abschneidet. Schneide du dafür alles weg, was thöricht an dir ist, und ahme nichts nach, als das Grosse. Freyheitsliebe, Muth, Einsicht, Geistesgrösse, und Geisteskraft, sind das Eigenthümliche eines ächten Engländers, nicht der flache Hut und die halben Stiefeln. Tugend erhebet; eure deutschen Quartiere erheben niemand. Sechszehn Quartiere sind ein Vortheil, aber kein Verdienst. Deine Anlagen sind gewiß gut, weil dir alles das nicht schmeckt; denn du weißt schon zu wohl, daß der nie groß wird, der immer nur das Kleine ehret. Laß Weiber ihre Ahnen zählen, die vor siebenhundert Jahren

sich

sich durch nichts auszeichneten, als daß sie im Kriege ritten, indem der Bürgersmann gieng. Zähle du, die Ritter deines Geschlechts, die nicht davon geritten sind in der Schlacht, keinen Reisenden beraubt haben auf der Landstrasse. Zähle die Ritter deines Geschlechts, die grosse Dinge gethan haben, deren Namen glänzen in der Geschichte Deutschlands, und genannt werden in den Jahrbüchern fremder Völker; aber denke immer, daß man durch nichts groß ist, als durch das was man selbst thut.

Zwey Wege hast du vor dir. Jenen dort, der zwischen düftenden Gärten und Lustwäldern hinleitet, der dir die schönsten Ruheplätze anbietet, von mannigfaltigem Grün, und mit Rosen bewachsen. Musik, Tanz, und Liebe, locken da überall; jenen Weg gehen die meisten. Wenige trifft man auf dem zweiten Wege an, der holperigt ist, und steil; man kommt nur langsam darauf fort, und fällt oft von den Felsen herab, wenn man glaubt, man sey schon weit. Wilde Ochsen begegnen dir da brüllend; das Geschrey der Waldesel hallet durch Berg und Thal;

allenthalben umgiebt dich das Gekrächze der Raben, und das Gezische der Schlangen, und ein ganzes Fliegenvolk, Hornissen, Wespen, und Mücken; eine weite schwarze Einsamkeit macht dir jede Aussicht schauerlich. Der schöne Weg dort, zwischen den Gärten, ist der Weg der Welt; der rauhe Weg hier, ist der Weg der Ehre. Jener führet mitten in das gesellschaftliche Leben, in Aemter und Bedienung, bey Hofe und in der Stadt; dieser immer tiefer in die Einsamkeit. Auf jenem wirst du, ein süsser allbeliebter Mann, auch wol ein Schurke; auf diesem wirst du verhaßt, miskennt, und ein Mann nach meinem Herzen.

Mit Kraft und guten Anlagen wirst du ein grosser Mann, wenn du auch alle Jugendfreuden wegbrummst. Jugendfreuden sind Arzeney, nicht Speise. Allerdings mußt du deinen Körper durch Luft und Bewegung abhärten, alles wagen, und alles thun, damit er jede Geistesarbeit aushalte. Aber Geistesarbeit unternimmst du nie mit Eifer, diese Heldenarbeit hältst du nie aus, ohne eingewurzelten Haß gegen alle Zeitverschwendung. Viele grosse

Deutsche

Deutsche die ich kenne, lebten in ihrer Jugend auf Universitäten einsam, und ungesellig. Sie flohen vor dem guten Ton der Universitäten, und erhielten ihre Sitten. Durch ihre stoische Lebensart, durch ihre Enthaltsamkeit, ihre Keuschheit, und ihren Fleiß, wurden sie Männer, die itzt Staaten regieren; Schriftsteller, die sich ihr Leben hindurch gegen alle Vorurtheile schlugen; und Philosophen, die schon als Knaben den allgemeinen Leisten wegwarfen.

Dank sey der edlen Seele, die gesagt hat: Seht ihr einen Jüngling von tiefem Verstande sich von der Welt abziehen, trübsinnig werden, schnöd und dürr reden, wenig über schlechte Menschen klagen, aber diesen bittern Gram eingraben in seine Felsenstirn; seht ihr seinen grossen Geist hervorbrechen nur wie Blitz aus der Nacht, und sich dann wieder verhüllen in langes Stillschweigen; lest ihr den nagenden Gram auf seinem Gesicht, das Schmachten nach Kraft die ihm genug sey, sich mit der seinigen vereine; seht ihr, daß er Leerheit findet überall, und darum alles anspeyt, wegwirft, zermalmt; o so seht

ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwicklers wartet. Schonet sie; heilig sey sie euch; und ein Mörder, der sie zertritt.

Meine Freude und meine Lust wäre diese edle Pflanze. An meinem Herzen würde ich sie wärmen, sie mit Liebe pflegen, sie verbergen vor dem Amtsgesicht dort, das seine Zornschale ausgiesset über jeden Jüngling, der mehr Geist zeigt, als ein Amtsgesicht hat. Mit einem Hauch würde ich auch alle das süsse, ungesalzne, lendenlahme Herrchengeschmeiß, von meiner schönen Pflanze verjagen. Aber den lieben Jüngling, wenn er nicht Offenheit, Schlankheit und Weltmanier zur rechten Zeit annähme, würde ich dann doch zuweilen mit dem Kopfe gegen Felsen anstossen lassen, und ihn da ruhig fallen sehen, wo ein Mann von Erfahrung nicht einen Augenblick schwanket, wenn er auch nicht alles kann was ein Jüngling will.

Einsamkeit erzeuget diese widerharige Sinnesart, aber am Ende wird dann doch durch Weltumgang alles gesichtet und geläutert. Der Menschenhaß solcher Jünglinge, ihre Verachtung,

ihr

ihr Trotz, veredeln sich, wenn die Zeit der Reife kommt, in gänzliche Entfernung von aller Menschenfurcht. Ihre Satyren sind dann, nur milde gerügter Contrast, zwischen dem was seyn sollte, und dem was geschieht. Aus ihrer Schurkenverachtung wird vis dicendi; und nach langem Kampfe endigt Alles in Welterfahrung, und Güte, die nur warnt, nnd niemals schadet.

Es giebt aber auch eine oft versäumte Wissenschaft des Herzens, mit der man in den Jünglingsjahren so frühe als möglich bekannt werden muß, und die dann auch frühe dem Geiste alle Rauheit benimmt. Diese Wissenschaft ist die Philosophie, welche Menschen bildet, sie mehr durch Liebe gewinnt als durch Lehrsätze, ihre Begriffe durch Gesinnungen erhellet, sie vor jedem Irthum warnt, zu jeder Tugend treibt, und erwärmet. Dion war in einer niedrigen und sklavischen Hofwelt erzogen, er war an weiche und furchtsame Sitten gewöhnt; und was noch schlimmer als alles übrige ist, an Pracht und Ueberfluß, Reichthum und alle Wollüste; aber kaum hörte er den Plato reden, kaum hatte er die

Philosophie geschmecket die zur Tugend führet, so entflammte sich auch für dieselbe sein ganzer Geist.

Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater gewahr wird. Philosophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menschheit bekannten Mutter, fliesset durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gern, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden, überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen (*).

Einer

(*) Mein verewigter Herzensfreund Iselin sagt dieß irgendwo so unübertreflich und so herzlich, daß auch jeder schale Kopf, der mit Verachtung von Mutterföhnchen spricht, die Worte dieses jedem Menschenfreunde unvergeßlichen Weisen mit Rührung lesen wird. „Wir halten es für unstreitig, sagt Herr Iselin, wenn „man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die „sich durch Rechtschaffenheit und durch Tugend aus„gezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune „finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern „schul-

Einer solchen Frau wünsche ich einen Sohn, der sich gerne mit ihr in ihrer Kammer verschliesset, gerne mit einem Buche in der Tasche Felsen anklimmet um da alleine zu seyn, oft sich und seine Büchse unter eine Eiche hinwirft, um lieber da nach den grossen Männern in seinem Plutarch sich umzusehen, als nach den Vögeln im Gebüsche. Alles ist mit ihm gewonnen, wenn Ruhe im Walde, und Einsamkeit, seine Gedanken heben und schärfen (*); wenn er dann sieht, daß es auch schon grössere Männer in der Welt gegeben hat, und noch giebt, als Bürgermeister und Rath in seinem Städtchen, oder den

„schuldig wären. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie „wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Ju„gend für das ganze Leben eines Menschen ist; wie fast „alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn niemand „schuldig gewesen sind, als ihren Müttern; und wie „sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück „der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weiber„tugend gründet.“

(*) Mirum est, sagt der jüngere Plinius herrlich, ut animus agitatione motuque corporis excitetur. Iam undique silvae et solitudo, ipsumque illud silentium, quod venationi datur, magna cogitationis incitamenta sunt.

stiftsmässigen Junker dort oben im Dorfe; daß diese Männer höhere Freuden kannten, als die Freuden der Spieltische und der Schmauserey; daß sie auch in ihren Ruhestunden gerne einsam waren; daß Einsamkeit und Liebe zur Litteratur und Philosophie, ihre erste Jugend ausbildete, und in reifern Jahren noch immer ihre Herzen erwärmte; und daß sie, in den größten Gefahren, dieser Liebe nicht entsagten, durch die Trübsinn aus der dunkelsten Höhle verbannet wird, und Langeweile aus einer Wüste.

Aber wenn ein wohlerzogner Jüngling endlich in einer kleinen oder grossen Stadt sich häuslich niederläßt, so ekelt ihm dann doch vor vielem, und vieles macht ihn unglücklich. Es ist darum der Mühe werth, daß man sehe, wie jeder Mensch von feinem und scharfem Gefühle, welches Standes er seyn mag, in jedem Alter, in jedem Lande, sich in kleinen und grossen Städten vor schalen Gesellschaften, und elendem Zeitverderb, durch Einsamkeit rettet.

Kleine Städte haben einen unläugbaren Vorzug vor grossen Städten, in Absicht auf

Um-

Umgang mit sich selbst. Welchen Gewinn macht man da von Zeit und Musse, Freyheit und Ruhe; und wie fliehet solches Glück von grossen Städten, wo unter dem Unkraut das uns jeder zuwirft, jeder Gedanke erstickt. Man geniesset da seine Zeit, und wird nicht den ganzen Morgen im Haufen von Billetten und hundert Vorschlägen zur Abtödtung des Tages gequälet. Da klagt niemand, daß wenn einer geht der andere kommt. Da muß man nicht des frühen und späten Visitenwirbels wegen, jeder häuslicher Sorge entsagen, jeder Geistesarbeit, und selbst dem milden Beysammenseyn mit Freunden seiner Wahl. In kleinen Städten kann man seinen Empfindungen und Gedanken nachgehn, und den Gehalt von beyden untersuchen, eh etwas in That übergeht. In grossen Städten ist mehrentheils That der Anfang, und Denken das Ende. In kleinen Städten hebt und bewahret man jeden Eindruck besser auf. In grossen Städten ist man mit nichts beschäftiget, als nur immer sich Vergnügungen zu erschaffen, die verschwinden, sobald man danach greift. Da geniesset man keine

Ruhe,

Ruhe, und stößt sie immer von sich, indem man danach seufzt; und ist immer herumgetrieben durch Anspruch, Hofnung, Verlangen, Ehrgeitz, Pflicht, Langeweile, Ekel, und ewige Reue über jeden weggeflogenen Augenblick.

Aber in der Todtenstille kleiner Städte, ists dann in den Köpfen zwar auch oft, eben so wüst und leer, als auf den Gassen. Nicht jeder benutzet da, zu seinem Vortheile, die herrliche Zeit, die unbezahlbare, und unglaubliche Musse. Wenige retten in diesen Einsamkeiten sich durch vernünftiges Einsamseyn. Erschreckliche Langeweile haben da zumal Vornehme, welche wähnen, ihre Gesellschaft sey allzuvornehm und allzuadelich für bürgerlichen Pöbel. Man müsse darum sich zurückziehen, sich zwingen, und lieber mit hochadelicher Langerweile sich quälen, als mit vernünftigem Unadel sich seines Lebens freuen. Gerade das Gegentheil sollten diese Vornehmen thun, wenn sie des Umganges mit sich selbst ganz unfähig sind; sie sollten mit allen guten Menschen leben, und alle lieben, um von allen geliebet zu seyn. Wer doch auch nur einen

nen einzigen guten Gedanken, ein einziges angenehmes Gefühl erwecket, ist immer gut genug für einen Edelmann, der itzt eben keine Gedanken hat, und gefoltert ist von Langerweile und übler Laune. Leute die allem aufbieten um die Zeit zu tödten, sollten vor keinem Menschen die Nase rümpfen. Edelmann und Bürger sollten Hand in Hand schlagen in jeder kleinen Stadt, und da allen großstädtischen Thorheiten von Standesunterschied entsagen. Klüger wäre wenigstens dieß, als wenn der Bürger den erbärmlichen Einfall hat, sich adeln zu lassen, damit die Edelleute seiner kleinen Stadt ihm den Eingang in ihre Assembleen nicht versperren.

Mir deucht die wahre Kunst zu leben, für Personen vom ersten Range in kleinen Städten, sey friedlich und freundlich sich zu betragen mit jedermann; allgemeines Wohlwollen für alle zu fühlen, und zu zeigen; und dann übrigens so viel Freyheit und so viel Musse vor sich zu behalten, als erfordert wird, um allenfalls an einem geistlosen Orte den Geist nicht aufzugeben.

Es ist unglaublich wie viel der Geist in kleinen Städten durch Einsamkeit gewinnt, wenn uns Ekel gegen langweiligen Umgang in denselben ergreift. Nirgends wird man seines Lebens so froh; nirgends werden die schönen Tage der Jugend besser benutzet; nirgends sind die Versuchungen zum Zeitverderb, für verständige Köpfe so klein; nirgends lernt man besser die Gefahren der Einsamkeit kennen und vermeiden. Jede kleine Stadt muß man als ein Kloster betrachten, wo man, in einer kleinen Gesellschaft von der Welt entfernter und abgerissener Menschen, auf wenige Ideen eingeschränket ist; wo daher alle Leidenschaften kleiner oder böser Menschen fürchterlicher gähren und toben, und wo sich eine gute Seele nirgends rettet, als unter guten Seelen, oder in ihrer Celle.

Kleine Städte kommen in gewissen Hauptzügen alle mit einander überein; durch die Art wie sie regiert werden, sind sie voneinander verschieden. Mehr Tyranney und Seelensklaverey sieht man nicht leicht, als in solchen kleinen republikanischen Städten, wo nicht nur ein Bürger

sich

sich zum Herrn über seine Mitbürger aufwirft, sondern wo dann auch der Verstandskreis dieses kleinen Volksführers der Verstandskreis des ganzen Städtchens wird, wenn niemand dagegen sich empöret.

Kleine republikanische Städte sind sich selbst genug. Um alles Auswärtige bekümmern sie sich wenig. Der allmächtige und allgenügsame Volksführer hält sein Städtchen für das Universum. Wie eine immer sprudelnde und unerschöpfliche Wasserquelle, überfliesset sein lauter Mund in einem fort, von allem was auf dem Rathhause vorgeht. Uebrigens hängt seine Seele an nichts, als an Behauptung seiner Allgewalt über die ganze Denkart seiner Mitbürger, an Familiengeschichten, an abergläubischen Mährchen, am Kornpreise, an Zehnten und Bodenzins, an Heuerndte und Weinlese, und am nächsten Markt. Nach dem lieben Gott ist ein solcher grosser Mann in einer kleinen Stadt, auch der größte Mann in der Welt. Seine Worte sind Worte die das Herz erhöhen, und die Wangen bleichen. Mancher ehrlicher Bürger kommt nie anders als

mit

mit Furcht und Zittern vor eine solche Majestät, weil er immer denkt, sie könnte ihn doch bey dem ersten kleinen Rechtshandel gefährden. Rathsherrischer Zorn ist schrecklicher in einer kleinen Stadt als der Donner des Himmels; denn dieser gebt bald vorüber, und jener nie. Spricht man mit einem Volksführer, oder eines Volksführers Sohn, in einer solchen kleinen nasenlangen Welt von dem Englischen Parlement, so sagt Er, der ehrsame kleine und grosse Rath seines Stadtwesens habe völlig eben so viel zu bedeuten. Vornehme Rathsherrenweiber, brüsten sich in solchen kleinen Städten, sehen über die Achseln, zäumen den Mund zurück, machen Fratzengesichter, regieren, befehlen, schelten, und schimpfen alles entzwey. Ihre Gnade oder Ungnade vertheilet durch das ganze Städtchen, Ehre und Schande, Etwasseyn oder Nichtsseyn, Glück und Untergang. Wenn ein armer Teufel dort glaubt, die Herren im Rathe haben etwas versehen, so sagt er nur seinen besten Freunden ins Ohr, das haben die Grossen der Erde versehen. Für einen witzigen Kopf, hält man da

eines

eines Volksführers Sohn, der euch das Schnupftuch aus der Tasche nimmt ohne daß ihr es merkt, oder euch den Stuhl unter dem Leibe wegrückt wenn ihr sitzen wollt. Die größte Liebhaberey der Einwohner solcher Städte ist gewöhnlich die Proceßsucht; jeder Advocat ist für sie ein Genie. Die Beherrscher ihrer Denkart rufen den gesunden Menschenverstand ins Recht, und von allem was dieser behauptet, glauben sie nichts, als was sich vor Gerichte beweisen läßt. Sie achten keinen Menschen, der auf ihrem Rathhause keine Achtung hat, und kennen keine andere Ehre und keinen andern Ruhm auf Erden. Etwas uneinig sind sie doch zuweilen; denn der Herr Nachbar und die Frau Nachbarinn leben zusammen bald eben so vertraut, und bald eben so laut, wie die Katzen im Februar. In der Theologie sind sie stark, denn sie halten die größten Heuchlerinnen für Pfeiler der Kirche Gottes, und ein langes ruchloses Leben wird in ihren Augen durch ein paar auf dem Todtbette ausgesprochene christliche Sprüchlein vergütet. Wenn einer unter ihnen sich von ihren

Gelagen entfernet, und zu Hause mit einiger Ausbreitung denkt und handelt, so glauben sie, er sitze da und gähne. Sie können nicht begreifen, daß ein Mensch studirt, wenn er kein Geistlicher ist, und in ihrer Sprache hat man kein Wort, das ihre Verachtung für den Menschen ausdrücken könnte, von dem man sagt, Er schreibe ein Buch. Sie wissen gar nicht, daß Aberglauben und gesunde Vernunft sich widersprechen. Sie halten es für unmöglich Religion zu haben, und doch darüber zu lachen, daß sie grosses Unglück in banger Furcht erwarten, wenn ein schwarzer Hahn sich seines kleinen Stuhlganges vor ihrer Hausthür entledigt, oder ein Rabe über ihr Dach fliegt, oder eine Maus durch ihre Stube läuft. Sie wissen nicht, daß man deswegen noch gar kein Freygeist ist, wenn man demüthig zweifelt, ob häufige Flecken in der Wäsche den Tod eines nahen Anverwandten verkündigen, oder wenn man wenig Hochachtung für einen hagern Saufpfaff hat, der allen abergläubischen Mährchen der dummsten Jahrhunderte seinen ehrwürdigen Beyfall nickt, und daß man

wirk-

wirklich einige Funken von gesundem Menschenverstande haben, und doch glauben kann, es gebe keine Hexen. Sie wissen nicht, daß man doch in der Welt vielleicht noch zu etwas gut ist, ob man gleich da, wo sie den Ton angeben, den Mund nie öfnet; und daß man allenfalls bey wahren Grossen der Erde, noch einst ganz gut fortkommen würde, ob man gleich den Grossen der Erde in ihrem Städtchen misfällt. Sie wissen nicht, daß es Menschen giebt, die nirgends kriechen; und daß nur sie dieser elenden Unterwürfigkeit gegen sauersehende Mitglieder ihrer höchsten Landesobrigkeit fähig sind, aber dann auch, wenn sie aus der Hauptstadt der Republik wieder nach Hause kommen, vor ihren armen Mitbürgern desto mehr dicke thun, und für jene tiefe Bücklinge dort, sich an ihnen hier pausbackigt rächen. Sie wissen nicht, daß ein rechtschaffener Mann sich nur vor Gott, vor den Gesetzen, vor Talenten, vor Verdienst und Tugend beugt, und dann geruhig lächelt, wenn ihm ein hohes Mitglied seiner Landesobrigkeit ein grimmiges Gesicht macht, oder ihn beym

Eintritt in sein Zimmer mit tief in die Stirne gedrücktem Hute bewillkommet, oder in seiner Gegenwart einem Prediger nur vom Fenster herab Audienz giebt, weil diese Männer doch gewohnt sind von ferne zu reden. Sie wissen nicht, daß die in kleinen Städten äusserst grausame Schmähsucht, doch am Ende nur ein Bedürfniß kleiner und leerer Köpfe ist, die dann freylich in ihres Nachbars Hause herum schnüffeln, und mit jedem unerheblichen, und nichtsbedeutenden Fehler in seiner Wirthschaft, seiner Küche, und seinem Hünerstall sich befassen. Und endlich wissen sie auch nicht, weil sie so vieles nicht wissen, daß man kein Vergnügen findet an kleinstädtischen Klatschereyen und Treibereyen, sich nicht verweilet bey seines Nachbars Hünern und Gänsen, wenn man die Vortheile der Einsamkeit kennt, mit erhitzter Brust in den Wissenschaften fortgeht, und weit über die Pfeile kleinstädtischer Scheelsucht und armseliger Verleumdung weggehoben, seinen eigenen Gang fest und unverdrossen behält (*).

Harte

(*) Diesen Schattenriß kleiner republikanischer Städte, verzeihen mir gewiß alle verständigen, aufgeklärten, mit der

Hartnäckige Einsamkeit ist das einzige Rettungsmittel in einer solchen kleinen Stadt. Das größte Wohlwollen für alle Menschen, wird da nicht verstanden, weil man immer glaubt, es habe politische Absichten. Also lebe man da lieber ganz unpolitisch, und kehre mit Ausnahme der Personen, die man ehret und liebet, allen übrigen den Rücken.

Nichts hilft in einer solchen kleinen Stadt einem Jüngling auf, der etwa in der Welt noch weiter strebet. Er wird in keiner angesehenen

der Welt bekannten, und guten Menschen in solchen Städten. Sie werden begreifen, daß das, was ich von dem grössern Häuflein und einigen Volksführern aus alter Zeit sage, gewiß nicht von Allen gesagt ist, und ganz und gar nicht von der gegenwärtigen Zeit. Eigentlich rede ich hier nur von den übelerzogenen Bäuchen in kleinen Städten, die nichts gelesen haben, nichts verstehen, und nichts wissen, und dann doch Tyrannengewalt sich erwerben, und alles um sich her so klein machen wollen, als sie selbst sind. Auch in solchen kleinen Städten kommt endlich die Zeit der Aufklärung, da Abderitheit zertreten wird durch Weltverstand und Menschenverstand, und da nur diejenigen auf Kopf und Herz ihrer Mitbürger am meisten wirken, die allgemeines Zutrauen verdienen, allgemeine Ehre, und allgemeine Liebe.

Gesellschaft belehret, ermuntert, erwärmt, gekannt, geliebt, gehört, verstanden. Er ist schon dadurch ein Thor in den Augen aller Abderiten, weil er glaubt, sein Geist wäre getödtet und vernichtet, wenn sie ihn zum Rathsherrn machten. Sie halten ihn für toll, weil er, anstatt den Grossen in seiner kleinen Stadt gefallen zu wollen, lieber zu Hause liest und schreibt. Er soll leben, sagen sie, wie jeder lebt, Theil an jedem Stadtgeschwätze nehmen, an jedem Proceß, und an jeder Hexen- und Gespenstergeschichte, damit er sich beliebt mache. Er soll den Geistesabgang der Demagogen in dieser kleinen Stadt, allenthalben wo sie sich für zehn Stunden an eine reichlich gedeckte Tafel hinpflanzen, mit eben so vieler Devotion geniessen helfen, als die Priester des Lama den leiblichen Abgang dieses Götzen. Ausserdem soll er, in der ganzen Welt, nichts ehren und schätzen, nichts für köstlich halten, und an nichts Geschmack finden, als an diesem Geistesabgang.

Niedergeworfen, und zerdrücket, ist darum in solchen kleinen Städten, jeder Jüngling, der

an

an der Brust der redlichsten, aufgeklärtesten, und freyesten Menschen aufgewachsen ist, Unterricht und Bildung von den größten Männern seiner Zeit erhielt, und durch immer fortgesetzte Correspondenz mit aufgeklärten Menschen immer noch erhält. Was versteht und fühlet man hiervon in einer unaufgeklärten kleinen Stadt! Wie viele Menschen werden ihm da gewogen bleiben, wenn sein Verstand nicht auf beyden Seiten hinkt? Verstößt sich gesunder Wahrheitssinn, auch bey der größten Sorgsamkeit und dem demüthigsten Verhalten, nie gegen einen brüllenden Abderiten? Und hat Abderitheit da vollends Tyrannengewalt; theilt sie allein Brodt und Aemter aus; ist ihr Alles unterworfen, und regiert sie Alles; giebt, und vernichtet sie, alle Ehre, alle Achtung, und allen Ruf: o so muß der arme junge Mann, in zahmer Unterwürfigkeit, von zwey Dingen Eins glauben, entweder es gebe Hexen, oder Er sey ein Esel! Er darf nie von dem sprechen, was er sieht, fühlet, weiß, und versteht; aber immer muß er von dem sprechen hören, was er nicht wissen will. Er darf bey die-

sem elenden Geplapper nie gähnen, und er ist unwiederbringlich verlohren, sobald er, durch sein Stillschweigen, auch nur einen Schatten von Langerweile verräth. Man verachtet ihn immer, als wäre er ein Mann von Kopf, da er doch immer mit dem größten Anstand glauben läßt, er sey ein Idiot (*). Er darf nie die Stirne runzeln in einem solchen Fegfeuer. Er, und seine Freunde, müssen sich, unter so vielen Pucklichten, immer ihres graden Rückens schämen, auch wenn auf dem Rathhause über einen Schweinstall länger gesprochen wird, als in den größten Staatscabinettern über das Schicksal von Europa; auch wenn man von ihm fodert, daß er vor Gerichte auf einen Rechtshandel, der keine Wandlaus werth ist, eben so aufmerksam sey, als wenn er da, im Rathe der Götter säße.

Sieht er also, daß baurenstolze Unwissenheit und allgenügsame Dummheit, da unendlich mehr

(*) L'homme eclairé, sagt Helvetius, avec quelque adresse qu'il se masque, ne ressemble jamais si exactement à un sot, qu'un sot se ressemble à lui-même.

mehr gelten, als Verstand; daß der engste und dickste Kopf, da immer der unverschämteste Waghals ist, und daß sein Gebrülle, allein die Gemüther lenket, und allein entscheidet; haftet da ein fürchterlicher Trumpf auf allem litterarischen Ruhme, auf jeder Spur von Aufklärung; hält man da, alle Philosophie für Unsinn, und alle Freyheit für Rebellion; gefällt nichts als immer Ja; besänftiget nichts als unterthänige Unterwürfigkeit; finden da nur Wurmseelen Achtung, erregen da nur wilde Ochsen und Poltergeister Furcht: o so flüchtet sich jeder zu einigem Guten vielleicht in der Welt noch brauchbare Jüngling vors Erste in die Einsamkeit.

Alles war dürr, kalt, todt, und öde, für den armen Dichter Martial, in seiner Vaterstadt Bilbilis in Spanien. Er hatte vier und dreissig Jahre in dem gelehrten und aufgeklärten Rom gelebet, und kam nun frölich und friedsam zurück in das dumme Bilbilis. Die erschrecklichste Langeweile drückte ihn da. Er fand wenig Umgang, der ihm Gnüge that, wenig Geschmack für die schönen Wissenschaften,

bey seinen meisten Mitbürgern keine Cultur. Immer sehnte er sich nach Rom zurück, wo er den allgemeinsten Beyfall gefunden hatte, wo der jüngere Plinius ihn für sinnreich, scharfsichtig, und durchsehend hielt, und in seinen Schriften eben so viel Aufrichtigkeit fand als Salz und Galle, und von denselben schon ahndete, sie seyen für die Ewigkeit geschrieben; da hingegen in Bilbilis sein Ruhm nichts für ihn wirkte, als was man in jeder eingeschränkten Stadt erwarten muß, nemlich nichts als Neid und Verachtung (*).

Ueberhaupt gewinnt der Geist, in allen kleinen Städten von jeder Art, doch immer wieder durch Einsamkeit, was er etwa im Umgange verlieret. Wenn ihr auch dumm aus Höflichkeit seyn müßt, und blind mit Augen die sehen; wenn ihr da auch immer, im Umgange mit schnöden Gesichtern, Ideen und Gefühle

(*) Accedit his, sagt Martial in der Vorrede zum zwölften Buche seiner Epigrammen, municipalium rubigo dentium, et judicii loco livor — adversus quod difficile est habere quotidie bonum stomachum.

fühle verhalten müßt; wenn man euch zwinget, immer zu hören, indem ihr immer wünschet, ihr wäret taub; wenn man euch da an einem Spieltische gefangen hält, da es euch viel angenehmer wäre, nackt auf einem Haufen heisser Asche zu sitzen; wenn Verstand, den Güte begleitet, sich immer schmiegen muß, vor jedem dummen Stiefel und unter jeden albernen Pantoffel; wenn ihr jeden glücklichen Einfall, jedes treffende Wort, jeden etwas weit hinaus sehenden Blick, jede vom hohen Himmel euch zum Beystand auf diese Unköpfe herabfallende Wahrheit, unterdrücken müßt, wie Hochverrath; wenn ihr die Kunst zu gefallen und euch Liebe zu erwerben verschwenden müßt, bey Leuten, die keinen Sinn für euch haben; wenn sie alle eure Gefühle erwürgen; wenn euch im Umgange nichts übrig bleibt als alle Kraft eurer Seele wegzuwerfen; wenn Impotenz des Verstandes sich immer an euch reiben will, und immer grosse Dinge zu verrichten glaubt, indem sie nichts verrichtet; wenn ihr überleget, daß aller Geist und alles Leben unter solcher Todeskälte

sich

sich verbirgt, wie Feuer im Kiesel auf den leider kein Stahl schlägt; wenn ihr da oft viele Jahre schmachtet, ohne einen Funken von euch zu geben, den nur Gelegenheit und ein glücklicher Augenblick hervorruft: ach so müßt ihr alle Feste und Gelage eurer kleinen Stadt fliehen, und Freyheit suchen, und mit euch selbst leben, hier auf eurer Stube, oder dort im Walde.

Da fällt die Decke von eurem Geiste weg. Jede Aussicht erheitert sich. Alles Schwere wird leicht. Da zanket ihr nicht mehr mit dem Unglück; ihr rufet alles hervor um es zu mildern. Da rechtet ihr nicht mit der Fürsehung. Da überleget ihr, mit heiterer, nachdenkender, und prüfender Seele, den Gewinn den Einsamkeit giebt. Da erst wird das frohe Herz duldsam. Alles thut ihr dann um Liebe. Eure Galle lachet ihr weg. Alles wirket frölich auf euch, die Sonne die dort hinter den rosenfarbenen Gipfeln der Schneegebirge niedergeht, die Vögel die zur Ruhe eilen, der ruffende Hahn, und die stampfenden Pferde. Jedes lee-

re

re Alltagsgesicht ist euch dann willkommen, und ihr versöhnet euch mit der ganzen kleinen Stadt, wenn sie euch nur jeden Tag lange genug allei- ne läßt.

Freyheitsliebe allein erhebet und rettet also, in kleinen wie in grossen Städten, den Geist. Geistesfreyheit findet man allenthalben in der Einsamkeit. Sie allein spannet den Verstand wieder an, wenn er auch sonst überall im Umgan- ge erschlaffet und vergeht. Der Abderite setzt sich zur Tafel, oder pflanzt sich an seinen Spieltisch, und ist glücklich; denn mit etwas stumpfen Sinnen hat man in kleinen Städten nie den Aerger, der in denselben jeden Menschen von feinem und schar- fem Gefühle so gewaltig in die Einsamkeit zieht. Aber wer auch jene Gefühle hat, und nur die Freyheit benutzet und geniesset, die jede kleine Stadt giebt, der empfindet jeden Tag neuen An- trieb zur Tugend, und neuen Durst nach Wissen- schaft, auf der Flucht vor trübseliger Zeitvernich- tung, und ewigem Einerley. Edle Ruhmbegier erfüllet auf dieser Flucht den Jüngling, und den

Mann;

Mann; und Gefühl aller Kräfte ihrer Seele die Frau, wenn sie auch sieht und erfährt, daß man in kleinen Städten über tausend Dinge, von dummen Gesichtern misverstanden, verhöhnet, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erstaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl, nicht sprechen kann und mag.

Aus der grossen Welt hat man noch weit grössere Ursache sich in die Einsamkeit zu flüchten, als aus kleinen Städten. Die Irthümer und Fehler der grossen Welt, sind weit mehr ansteckend, als die Irthümer und Fehler des kleinen bürgerlichen Lebens. Wie leicht erstickt jeder grosse Gedanke und jede Tugend, da, wo man Licht und Wahrheit hasset, wo man grosse Seelen fürchtet, und die Tugend als ein unbequemes Joch vom Halse wirft. Wie viel Flachheit entstehet bey allen Menschen die sich absondern von allen Menschen die sie aufklären könnten. Wie verlieret sich alles Emporstreben der Seele zu irgend einem grossen Zwecke, alle Kraft des Geistes und des Herzens, wenn der Edelmann an nichts Geschmack

schmack und Vergnügen findet, als an Assembleen sans oeuvre melée (*).

In jedem Lande hält man die sogenannte grosse Welt für die einzige gute Gesellschaft. Aber leider ist die vornehme Welt nicht immer die beste Welt, so schlecht und elend es auch in den niedrigern Classen aussehen mag. Hast du sechszehn Quartiere, so ist dein Werth ausgemacht und entschieden in Deutschland, wenn du auch sonst übrigens ein sehr armer Tropf bist. Alle Höfe und alle Tafeln der Fürsten stehen dir offen, und beynahe allenthalben, wo es auf Verdienst nicht ankommt, verdrängst du jeden Mann von Verdienst. Aber was du dann als Mensch werth bist, mein gnädiger Herr, das erfährst du in Gesellschaften, wo Verstand und Vernunft den Menschen adeln. Prüfe aber auch, wenn du etwa einen Augenblick in der Antichamber alleine bist, und nun eben nie-

(*) Eine Assemblee sans oeuvre melée heisset in der deutschen Adelssprache eine Assemblee von uraltem, ächtem, fleckenlosem, und stiftsmässigem Adel, mit der sich nichts Unächtes vermischet, und die kein Adel von zweifelhafter Reinheit, und am allerwenigsten gestern gekaufter Adel beflecket.

niemand wegzujagen hast, der dem Fürsten und der Fürstinn besser gefallen könnte als du, die Vorzüge, von denen du glaubst, daß sie so himmelhoch und seit der Erschaffung der Welt (*) dich über

(*) Hochadeliche Personen irren sich zuweilen in der Zeitrechnung. Eine junge, sehr muntere, und sehr lebhafte Dame, vom uraltesten und reinsten deutschen Blute, die sich gut zu kleiden verstand, gerne tändelte, viel lachte, viel sprach, sich immer die Cour machen ließ, und die man darum an dem Hofe wo sie lebte, für eine Frau vom guten Tone, vieler Lebensart, Weltkenntniß, und Verstand hielt, erzählte einst in Gesellschaft eine kleine Anecdote. In welchem Jahre trug sich das zu, fragte ein Hofjunker aus der Gesellschaft? Das weiß ich, eben so wenig, als ich weiß in welchem Jahre wir itzt leben, sagte die Dame vom guten Tone! Man glaubte sie scherze, und lachte über ihre angebliche Unwissenheit. Aber sie versicherte und betheurte aufrichtig und ehrlich, daß sie von allen dergleichen Dingen, die nichts zum Vergnügen und zur Annehmlichkeit ihres Lebens beytragen können, nichts wisse, und nichts zu wissen verlange. Man sagte ihr also, wir zählen itzt das tausend siebenhundert und ein und achtzigste Jahr. Was, das ist ja eine erschreckliche Zahl; also steht die Welt wirklich schon tausend siebenhundert und ein und achtzig Jahre? Man wollte der Hofjunker die Dame noch weiter unterrichten, und bedeutete ihr, daß wir unsere Jahre nicht von Erschaffung der Welt an rechnen. Aber Sie fiel ein, und bat: „Er „möchte sich keine Mühe geben. Sie würde das alles

„doch

über andere Menschen erheben? Du wirst finden, Ahnentafeln ohne Verdienst, wirken wie Luftbälle; sie heben blos durch ihren Mangel von Gewicht. (*)

Ahnen

„doch in der nächsten Viertelstunde wieder vergessen; „sie habe oft in ihrem Leben Gelegenheit gehabt Allerley „zu lernen, aber, wenn Sie nicht gesehen wie Vergnü„gen oder Zeitvertreib daraus für Sie entstehen könne, „habe sie sich um nichts und am allerwenigsten um Zeit„rechnung bekümmert, und werde ihre Töchter auch „nie Zeitrechnung lernen lassen.“

(*) Unzählige adeliche Personen beyderley Geschlechts in Deutschland, hebt aber auch jede Art von Verdienst. Nicht ihr Stand hebt sie, sondern sie heben ihren Stand. Sie machen den Adel ehrwürdig. Sie machen ihn zum Gegengewichte eines weit gefährlichern Despotismus, als Adelsdespotismus in Deutschland jemals war, und werden kann; zu einem gewiß nicht überall unkräftigen, und immer äusserst schätzbaren Mittelstande zwischen den Fürsten und dem Volke. Aus diesem Stande kommen so viele kecke und kühne Minister und Landräthe, die besten Rathgeber der Fürsten, und die eigentlichsten Väter des Volkes. Und wenn auch noch hie und da hochadeliche Thürhüter vor den Zimmern der Fürsten, aus guten Gründen, jedem unadelichen Verdienst den Eingang versperren, so giebt es dann doch an sehr vielen deutschen Höfen immer auch Edelleute, die sich bey allen Gelegenheiten eine wahre Ehre daraus machen, jede Art von Verdienst bey ihren Fürsten hervorzuziehen.

Narren

Ahnenprobe sondert indessen in Deutschland noch fast überall den Adel, von allen übrigen aufgeklärten, klugen, guten, würdigen, und edlen Menschen ab, wie den Kern von dem Spreu. Menschen, denen nichts in der Welt, Ansehn, Rang und Gewicht giebt, als ihre oft so elenden Ahnen; die kein Verdienst sich erwerben, weil ihre Geburt das einzige Verdienst ist, das sie haben und bedürfen; solche Menschen stehen überall vorne

Narren und Närrinnen giebt es übrigens, leider, in allen Ständen. Aber wenn ein Edelmann seine Quartiere gegen die Quartiere des andern abwiegt, wie einen Dukaten gegen den andern; oder wenn eine Dame von altem Adel in einer Gesellschaft gut erzogener, vernünftiger, aufgeklärter, und artiger Personen vom Bürgerstande, nur darum vor Langerweile zerberstet, nur darum an keinen Spieltisch sich setzen will, weil niemand da von Familie ist, als sie: so deucht mir dieß nicht in einem höhern Grade thöricht, als wenn eine halbadeliche oder bürgerliche Frau den erbärmlichsten Umgang mit altem Adel jedem bürgerlichen guten Umgange vorzieht. Wenn ich darum überhaupt, als ein unparteyischer Ausländer, die Dinge rund und frey heraus sagen soll wie sie in Deutschland sind, so gestehe ich: daß die allgemeinste Krankheit des deutschen Adels und des deutschen Unadels nur dem Namen nach verschieden ist; denn bey dem Adel heisset sie Rangstolz, und bey dem Unadel heisset sie Rangsucht.

vorne an. Es ist wahr, daß sie dann oft auch wissen, was Geschmack in Kleidern, Mode aus der ersten Hand, sogenannter guter Ton, Sitte des Tages, und überall in Deutschland Etikette ist; daß sie alle Hülfsmittel der Wollust, und alle Bedürfnisse der Sinnlichkeit besitzen; und oft sich einbilden, sie seyen dazu mit bessern Nerven, Organen, und Gefühlen begabt.

Langeweile hat man indessen auch mitten unter Menschen die alle von Familie sind, wo ächtes, altes, deutsches Blut, keinen Unadel zuläßt, oder wo ihm doch gewiß die Dame des Hauses, wenn auch ihre ewige Seligkeit darüber verlohren gienge, keine Karte bietet. Unerklärlich scheint zwar solche Langeweile; aber eine ächtadeliche und vortrefliche deutsche Dame erklärte mir das Räthsel so. Auf unsern Assembleen, sagte sie, versammeln sich doch nicht immer Menschen von einerley Geschmack und einerley Gefühl, und hauptsächlich nicht immer Damen die sich lieben. Es sey so ziemlich allgemein das Los der Vornehmen, sagte sie, gebohren zu seyn um viel zu besitzen, mehr zu verlangen,

und nichts zu geniessen. Sie suchen sich darum in Assembleen auf, ohne sich im Grunde gut zu seyn; sehen sich, ohne sich zu gefallen; und verlieren sich unter der Menge, ohne sich zu vermissen. Was vereinigt sie dann, fragte ich? Der Rang, und dann die Gewohnheit, die Langeweile, das ewig gefühlte Bedürfniß beständig sich zu betäuben, das immer unserm Range anhängt, sagte die Dame.

Wäre es also im Ernste möglich, auf Assembleen und bey den übrigen Adelsvergnügungen wahrhafte Langeweile zu haben, so möchte es dann doch auch einer Untersuchung werth seyn, ob Einsamkeit nicht zuweilen, sogar für Personen aus dieser Classe, nützlich wäre?

Personen aus dieser Classe haben behauptet, alle Freuden der Einsamkeit führen zu Menschenhaß, oder was noch weit schlimmer ist, Menschenhaß verschaffe sie. Aber mir deucht, man bringe noch viel häufiger, Menschenhaß von der Assemblee nach Hause, als aus seinem Hause in die Welt. Niemand hadert mit dem der alleine lebt. Wie viele gehen hingegen auf

Assem-

Assembleen, in der Absicht da nichts als Vergnügen einzuerndten, und nichts umgiebt sie da, als Täuschung. Alle ihre Wünsche werden ihnen versagt. Wie selten wird da eine vernünftige Seele ganz verstanden. Wie oft redet man da in den Wind. Wie oft äussert man da Gedanken und Empfindungen, die niemand mitdenket, und niemand mitempfindet. Wie oft erreget man durch seine Zufriedenheit Neid, und durch seine Heiterkeit finstere Mienen. Insgemein beseelet das verschiedenste und nicht selten das entgegengesetzteste Interesse alle einzelen Glieder der Gesellschaft. Oder man frage doch jedes junge, maulspitzende, und verbuhlte Dämchen, ob sie auf der Assemblee immer finde was sie sucht; ob sie sich nicht ärgere, wenn ein Herrchen ihr entschlüpft, und eine andere verehrt; ob diese nicht mault, wenn Er an eine dritte sich hält; und ob diese nicht brummt, wenn Er mit ihrer Busenfreundinn liebelt? Man frage sogar jede ehrbare Matrone, die weiland auch in der maulspitzenden Classe stand, ob ihr nicht wahrer Grimm, jedesmal, durch

die Seele fahre, wenn man alter Weisheit weniger Weihrauch streut, als junger Schönheit? Ein Engländer, den ich in Deutschland sah, sagt mahlerisch, und fürchterlich treffend: es gebe Weiber, die ewig darauf neidisch seyen, daß man ihnen nicht genug Respekt erzeige, und die sich deswegen einen Stolz anmassen, der an einer Kaiserinn unausstehlich wäre. Indeß da manche Dame mit einem Lächeln des Wohlwollens alles um sich her glücklich mache, und Würde ihr so gut sitze als ein wohlgemachtes Kleid, sträube sich die Würde jener Weiber, wie die Kiele eines Stachelschweins, oder wie die Federn eines erzürnten Truthahns!

Solche Gesichter, sieht wahrlich auch der feinste Weltmann nicht ohne Ekel, und Menschenhaß. Bedenket Er sodann noch: für wie viele tonangebende Herren und Damen, Wahrheit und Irthum, Schein und Wirklichkeit, gleichgültige Dinge sind; wie oft sich die sogenannte bonne Societé, nach dem Urtheile und der Aussage ihrer billigsten und gutmüthigsten Beobachter, mit wenigern oder mit schlechtern

Kennt-

Kenntnissen und Einsichten befriedigt, als sie nach ihren Fähigkeiten, nach ihrem Stande, nach denen ihr eigenen Mitteln und Gelegenheiten, dazu haben könnte und sollte; wie sie das Nachdenken, und die demselben so günstige und oft so unentbehrliche Stille und Einsamkeit scheut, und lieber dafür in einer immerwährenden den Geist betäubenden Zerstreuung lebt; wie sie so selten zu einem klaren innern Bewußtseyn ihrer selbst, und ihres innern Zustandes gelanget; wie sie ihre Besonnenheit und ihre Ueberlegungskraft so selten anwendet, und immer weit mehr auser sich als in sich, weit mehr in der Meinung und dem Urtheil anderer, als in dem mit Selbstgefühl verbundenen Gebrauche ihrer innern Kräfte lebt und webt; wie sie bey den besten Mitteln und Gelegenheiten zur Menschenbeobachtung und Menschenkenntniß, blos andern nachdenkt, und nachspricht; wie sie sich regieren läßt von lauter Vorurtheilen der Erziehung, des Adels, der Mode; wie sie jede herrschende Meinung blindlings ergreift, und vertheidigt; wie sie sich immer herumdreht

in dem gleichen Kreise von falschen, dunkeln, höchst mangelhaften Vorstellungen und Begriffen; wie sie ihre natürliche Wißbegierde ersticket, und bessern Unterricht weder suchet noch annimmt. Wenn der feinste Weltmann dieß alles betrachtet, so muß er mit einem der besten und weisesten Männer Deutschlands ausrufen: zu dem Umgange dieser bonne Societé genöthiget zu seyn, das ist für ein ordentlich denkendes Gemüth, eine von den größten Plagen des Lebens; und wenn der besser gesinnte Mensch, eine solche Last darum über sich nehmen muß, weil er ihr wegen anderer Gründe nicht entgehen kann, so lernet er eben dann aus der Vergleichung den hohen Werth einer weisen Einsamkeit so viel höher schätzen.

Verachtung des rauschenden und glänzenden Getümmels, Lust zu Einsamseyn, Geschäftigkeit, grösserer Ausbreitung und besserer Richtung des Geistes, wird also gewiß auch jeden Weltmann ankömmen, der dieß alles sich sagt, und mit redlicher Aufrichtigkeit die bonne Societé prüfet, und wiegt. In diesem unstätigen Tumulte

multe des Lebens, in diesem unaufhörlichen Wirbel äusserlicher Verwicklungen, unter dieser beständigen Zerstreuung, und bey dieser ununterbrochenen Flucht vor sich selbst verdämpft doch alle Kraft des Geistes. Mit der genauesten Beobachtung der Wohlanständigkeit in allen Dingen, mit dem endlosen Erkundigen nach dem Befinden, mit dem ewigen Vorfahren von Thür zu Thür, macht man zwar Vornehmen und Geringen die Cour, man schmeichelt dem grossen Haufen, aber man verschlendert auch schändlich das Leben. Die Spielsucht verschlinget die Zeit, und zerdrücket den Geist. Die Galanterie, wenn man nicht Herr und Meister darüber bleibt, leget in ewige Ketten. Ein Denker entmannet sich durch den beständigen Umgang mit schnackseligen Weibern (*).

(*) Schnacksucht und Schnackseligkeit setzet, wie mir deucht, immer eine gewisse Wenigkeit von Begriffen zum Voraus; denn wer viel zu sagen hat, schwatzt gewöhnlich wenig. Warum verlöhre man auch, im Umgange schnackseliger Damen, alle Gedanken, wenn nicht Etwas in der Conversation dieser Damen wäre, das nicht

Alle übrigen Vergnügungen der grossen Welt sind wenig mehr werth, als solcher Schnack (*).

Eite-

nicht nur bey einem andern keine Gedanken erzeuget, sondern wirklich bey ihm alle Gedanken tödtet? Dieses Etwas ist zuverläßig nichts anders, als die Wenigkeit der Begriffe. Die Californier haben äusserst wenige Begriffe, und eine sehr arme Sprache. Sie können nur bis sechs zählen, und aus Mangel an Worten nennen sie Eisen schwer, die Thür Maul, den Ochsen Hirsch, die Woche Wohnung; und dessen ungeachtet schnacken diese guten Leute den ganzen Tag, bis in die sinkende Nacht!

(*) Schnack, Schnickschnack, Schnackseligkeit, schnacken, Schnacksucht u. s. f. sind Hannöverische Wörter, deren ich mich in diesem Buche oft bediene, und die man vielleicht in Oberdeutschland und in der Schweitz nicht verstehen wird. Ein paar Anmerkungen, die ich längst hierüber im Hannöverischen Magazin mitgetheilet habe, werde ich hier wiederholen, weil sie erklären, in welchem Sinn ich bisweilen diese Wörter gebrauche.

Christian Ludewig sagt in seinem deutschenglischen Lexicon, schnacken (oder wie es die Hannöverischen Damen aussprechen, snakken) heisse Plattdeutsch oder Niedersächsisch sprechen.

Ich läugne dieß. Schnacken ist ursprünglich ein plattdeutscher, aber in Hannover hochdeutsch gewordener herrlicher Ausdruck, der zwar reden überhaupt bedeutet, aber reden ohne Komma und Punctum. Schnacken ist ein vollströmendes herzliches reden, ein obstructionsfreyer

Eiteles Spielwerk sind die meisten, und elende, immer in derselben Gestalt wieder erscheinende Befriedigung für den Ekel gegen alle nützliche Geschäftigkeit. Ein Mensch, dem der Himmel nichts verliehen hat, als die Gabe gut zu tanzen, ist ein erbärmlicher Gesellschafter. Auch ein ziemlich trübseliges Geschöpf ist der Höfling der

freyer Guß, eine unaufhaltsame Ejakulation weiblicher Behaglichkeit. Drey oder vier redselige Frauenzimmer zerfliessen auch darum, in süssester und innigster Vereinigung, durch einen ächten und wahren Herzensschnack, über alles was in der ganzen Welt, auf eine Viertelmeile Weges, vorgeht. Daher reicht an einen, auch allenfalls unter Damen beyderley Geschlechts, gut verschnackten Abend, keine andere Menschenfreude.

Nach der wahren Bedeutung des Wortes wird aber auch bey uns sehr gut gesprochen, wenn man von einer nichtsbedeutenden Sache, von einer unzuverlässigen Nachricht, von einer unrichtigen Bemerkung, von einer grundlosen Rede, allenfalls auch von einer kleinen médisance sagt: das ist ein Schnack!

Das Werkzeug des Schnackens, dieser äusserst regsame, und äusserst reitzbare Centralpunkt aller weiblichen Elasticität, ist freylich die Zunge. Aber eben deswegen hätte Christian Ludewig, der Verfasser des deutschenglischen Lexicons, begreifen sollen, daß unsere Damen auf Französisch eben so gut schnacken, als unsere Weiber auf Plattdeutsch.

der auf der lieben Welt nichts weiß, als dieß ist gegen die Etikette, oder dieß ist itzt die neueste Mode, so sind nun alle Stickereyen in Sammet, Tuch, und Seide beschaffen, und dieß ist in jedem Monat, Galla und nicht Galla. Beliebt macht man sich freylich bey der grossen Welt durch solche Kenntnisse, und dann durch das Hineingehen in tausend kleine Angelegenheiten und Interesse, und die Billigung von jeder Leidenschaft, jedem Vorurtheile, und jeder Thorheit. Aber dieß alles schrumpft den Geist zusammen, und benimmt ihm alle Fähigkeit irgend etwas Grosses zu überschauen und zu schätzen. Alle Vergnügungen der grossen Welt werden immer von vielen zugleich genossen, und also machen sie auch immer von andern abhängig, da man hingegen Jahrelang mit dem größten Vergnügen lesen und meditiren kann, ohne dabey irgend eines andern Menschen zu bedürfen. Als ein Misanthrop würde zwar ein Weltmann deswegen verachtet, und er müßte oft hören, daß man sich nirgends von der Misantrophie curire, als in der grossen Welt.

Aber

Aber eben da wird man ein Misanthrop. Geselligkeit feilt nur etwas von unserer Grobheit ab, sie besänftiget nur Wildheit, aber sie macht Misanthropen giftiger, denn sie giebt ihnen Gründe zu ihrer Rechtfertigung. Am Ende ist die Summe des Menschenhasses bey dem Misanthrop nicht grösser als bey dem Weltmann, denn der heftigste Misanthrop hasset doch nur Laster und Thorheit. Jeder seichte, und müssige, und von einer Schwatzgesellschaft zur andern, und von einem Spieltische zum andern schlendernde Weltmann, hasset hingegen jeden Menschen, der sich durch Thaten oder Schriften Ruhm erwirbt; und indem Er über alles spottet was Ruhm verdient, giebt er doch eigentlich dadurch nur zu verstehen, daß Er selbst weder Ruhm noch Achtung hoffet.

Bey der aufrichtigen Beherzigung dieser und vieler anderer Wahrheiten, könnte man also wol auf den Gedanken kommen die grosse Welt bisweilen zu verlassen. Wenigstens könnte man dabey anfangen, sich in einen Cirkel guter Freunde einzuschliessen, die etwa durch ihren Geist in

Ver-

Vergleichung mit andern Menschen wären, was eine Secundenuhr in Vergleichung mit der Uhr am Thurme. Diese ist freylich gut genug die Stunden anzuzeigen; aber jene, die mit grösserer Kunst und Sorgfalt ausgearbeitet ist, zeigt Minuten und Secunden. Wer also Menschen und Bücher studirt, oder studiren will, findet wahrlich nur im Umgange scharfsichtiger Menschen Vergnügen; und wenn er diese auf seinen Wegen nicht findet, ist ihm Einsamkeit Ersatz für Alles.

Ein sehr vornehmer Mann, der jüngere Plinius, fand keine Befriedigung bey keinen öffentlichen Vergnügungen, keiner Feyerlichkeit, und keinem Feste, da er sich aller Vergnügungen eines denkenden Kopfes fähig fühlte. Er schrieb an einen seiner Freunde: alle diese letzten Tage hindurch, schrieb und las ich in der angenehmsten Ruhe. Du fragst mich, wie ist das mitten in Rom möglich? Es war die Zeit unserer Schauspiele im Cirkus, die mir auch nicht den allergeringsten Eindruck machen. Ich finde nichts Neues mehr darinn, nichts Abwechselndes, nichts das man mehr als einmal sehen muß. Desto mehr

bin

bin ich erstaunt, daß so viele tausend Männer so kindisch sind, und da sehen wollen, wie Pferde rennen, und wie Kerle auf Wagen sitzen. Wenn ich bedenke, daß Männer, mit so vielem Theilnehmen, mit so vieler Emsigkeit, für so eitele, so frostige, und so oft wiederkommende Dinge dort so unersättlich sich hinsetzen, so fühle ich doch eine gewisse Freude darüber, daß mich das nicht freut; und daß ich, in diesen Tagen, meine Zeit hier eben so herzlich auf die schönen Wissenschaften verwende, als jene die ihrige dort elendiglich verschleudern.

Aber wenn ein Weltmann aus solchen Gründen, sich den Vergnügungen der grossen Welt entzöge, würde er sich dadurch nicht entadeln, würde er in der Einsamkeit nicht ganz den guten Ton verlieren, und folglich Alles ablegen, was den eigentlichen äusserlichen Unterschied zwischen Adel und Unadel ausmacht?

Unser guter Ton in Gesellschaft kommt eigentlich von den Franzosen, und diese sagen, der gute Ton sey diejenige Art von Conversation die durch Gedanken und Ausdruck am meisten

sten gefällt. Gewiß haben die Franzosen hierinn recht; aber mir fallen doch gleich ein paar Damen von hohem Adel ein, die allgemein dadurch gefallen, weil sie alles, was sie in Kopf und Herz haben, auf Plattdeutsch sagen! Plattdeutscher bon ton würde jedoch nicht allenthalben gefallen. Wahrer bon ton hingegen gefällt überall, und findet sich überhaupt bey allen Menschen von Verstand, welches Standes sie auch sind (*).

Adel und Unadel können also auch wol in Deutschland, einer so gut wie der andere, den guten Ton haben. Was sich davon in der Einsamkeit abschleift, ist blos etwa Sitte des Augenbli-

(*) Dinge, die so schön, so frey, so wahr, und kühn, noch sonst aus keiner deutschen Feder geflossen sind, über guten Ton und schlechten Ton, Weltton und Provinzialton, auch Universitätston in halb plattdeutschen und halb studentischen Städten, sodann über das gesellschaftliche Leben überhaupt, und zumal auch über das ganze deutsche Adelswesen, findet man, wo man gewiß solche Dinge nicht vermuthet, in einem eben herausgekommenen, für alle Menschen interessanten, und viel umfassenden medicinischen Werke vom ersten Range, im ersten Theile der Beschreibung von Pyrmont, von Herrn Hofmedicus Marcard in Hannover.

genblickes, oder gewisse Eigenheiten die ein muthiger Denker behält, ob er gleich zuverläs-sig weiß, daß sie der Welt misfallen. Ein einsam Lebender kommt vielleicht in Gesellschaft mit einem Kleide, dessen veraltete Farbe nur im vergangenen Jahre die höchste Mode war; oder man findet sonst in seinen Sitten und in seinem Benehmen etwas Beleidigendes für den Weltmann, der freylich in allen Dingen von solcher Erheblichkeit, immer mit seinem Jahrhundert fortgeht. Aber wer sich auch in solchen Dingen an sein Jahrhundert nicht kehret, wird doch durch die Unverlegenheit, durch die redliche Offenheit, durch die ungezwungene Höflichkeit die aus einer freundlichen liebreichen Seele entspringet, keinem vernünftigen und gesitteten Weltmann misfallen, wenn er mit Verstand, Anständigkeit, und einem genugsamen Vorrath durch die ganze Welt gangbarer Ideen auch allenfalls bey Hofe erscheint. Freylich wird er sehen, daß es auch da auf einen grossen Vorrath von Ideen eben nicht ankommt, weil oft der vollkommenste Hofmann, bey allen seinen

studirten und feinen Manieren, nur allzugeschwinde verräth, daß er nur wenige Ideen hat, und sich nur mit kleinen Gegenständen beschäftigt. Am allerwenigsten zeiget sich ein Einsamer zu seinem Vortheil, unter Weltleuten die grobe und unverschämte Lustigkeit für das sicherste Merkmal eines treflichen Gesellschafters und grossen Kopfes halten. Solche Lustigkeit lernt man nicht in der Einsamkeit, denn derjenige der Weltleute am meisten lachen macht, ist doch mehrentheils ein Mann der Verachtung auf alles Wahre, Schöne und Grosse wirft, ein Schwätzer ohne Wahrheitssinn, ohne Grundsätze, und ohne Sitten.

Alles was ich bis hieher in diesem Capitel betrachtet habe, gehöret größtentheils noch nicht zu den innern und unmittelbaren Vortheilen der Einsamkeit für den Geist. Es ist freylich schon ein grosses gewonnen, wenn man sich in früher Jugend an Einsamkeit und emsige Benutzung der Zeit gewöhnet; es ist gar nicht gleichgültig, daß man in einer kleinen Stadt von dem höchsten Ekel für alles durchdrungen

sey,

sey, was kleinstädtisch ist; und es ist gut, daß man bey der billigen Verehrung für jede Geistes-kraft und jede Tugend bey Edelmann und Edel-frau, dann doch auch die schwache und schlim-me Seite des Tones sich merke, den der Adel angiebt, damit man dadurch Geschmack gewinne an der Flucht aus der Welt, am Umgange mit sich selbst, an grösserer Ausbreitung seines Gei-stes, und am Erwerbe von Ideen, die wahrlich nicht bey jedem Edelmann und jeder Edelfrau und jedem gnädigen Fräulein im Umlaufe sind.

Es ist wol der erste inwendige und unläug-barste Nutzen der Einsamkeit für den Geist, daß sie uns zum Nachdenken gewöhnet. Die Imagination wird äusserst lebhaft, und das Ge-dächtniß ist äusserst glücklich, wenn nichts unse-re Sinne zerstreuet, und kein äusserer Gegen-stand die Seele beunruhigt. Entfernt von dem betäubenden Getöse der Welt, wo tausend frem-de Bilder und Vorstellungen vor den Augen und dem Gemüthe flattern, sucht man in der Einsamkeit nur Eins. Man entreisset sich allen

äusserlichen Dingen, die nicht das sind was man suchet und liebt. Ein Schriftsteller den ich jeden Tag lesen möchte (*), sagt: es ist die Kraft der Aufmerksamkeit, die mehrentheils den Weisen und den Grossen von dem gemeinen und unbedeutenden Haufen der Menschen unterscheidet; diese haben in ihren unzusammenhängenden Wanderungen weder Leitfaden noch Zweck; jede Sache schwimmt abgesondert und ohne Haltung auf der Oberfläche ihrer Seelen, gleich Blättern die der Wind auf die Fläche des Wassers hie und da hinwehet und zerstreut.

Man gewöhnet sich zum Nachdenken, wenn man seine Gedanken oft aus der Zerstreuung sammelt, sie oft von äusserlichen Dingen abzieht, und dabey sich in einer Lage befindet, die der Alltagslauf der Dinge nicht immer verändert.

(*) Herr Blair, Verfasser der bekannten schönen Predigten, und eines unübertreflichen, und jedem, der die Kunst zu reden und zu schreiben studiren will, ganz unentbehrlichen Werkes, der in London im Jahre 1783 in zwey grossen Quartbänden gedruckten Lectures on Rhetoric and Belles Lettres.

ändert. Wären wir in der Einsamkeit müssig, so verschwünden auch gleich alle Vortheile der Einsamkeit; denn Müssiggang bringet gerade alle unsere niedrigsten Leidenschaften in Gährung, und erzeuget bey Einsamen jede ausschweifende Vorstellung, und jede unordentliche Begierde. Wollen wir uns also im Nachdenken üben, so müssen wir allerdings aus dem lermenden Haufen zurücktreten, und über sinnliche Dinge uns erheben. So erinnert man sich auch leicht, alles was man gelesen, gesehen, gehört, gethan, erfahren, und gedacht hat. Jeder Blick ins Stille, erzeuget dann neue Gedanken, und gewähret dem Geiste die reinsten Vergnügungen. Man schaut zurück auf das Vergangene, schaut vor sich hin auf die Zukunft, und vergißt auch wol Vergangenheit und Zukunft bey dem Genusse seines gegenwärtigen Glückes. Aber damit die Vernunft auch in der Einsamkeit ihre eigenthümliche Stärke behalte, müssen wir immer unsern Thätigkeitstrieb auf irgend eine edle Beschäftigung leiten.

Man wird mich auslachen wenn ich sage, Einsamkeit sey eine Schule der Menschenkenntniß. Es ist indessen anerkannt, daß wir in dem gesellschaftlichen Leben mehr Stoff zum Nachdenken sammeln, als unsere Denkkraft da in ihrer ganzen Stärke üben. Wir gehen in der Welt eigentlich blos auf Beobachtungen aus, und diese werden dann in der Einsamkeit geordnet und benutzet. Ich sehe also nicht, wie in dieser Rücksicht, der ein Neidischer und ein Menschenfeind genannt werden könnte, der jede verborgene Schwachheit der Menschen ausspähet, und alle ihre Unvollkommenheiten und Fehler ins Licht setzet. Kennen muß man einmal die Menschen, und wenn man sie kennen will, so muß man sie beobachten. Also halte ich wahrlich, das ganz im Stillen genossene, oder auch zur allgemeinen Aufklärung angewandte Studium eines solchen Menschen, nicht für ein höchst betrügliches, ein verabscheuungswürdiges, teufliſches Studium, ein Studium das den Menschen zerrütte, erniedrige, beschimpfe, das ihm früher oder später mit Reue oder Schmerz

vergelte

vergelte, das ihn tausend edlerer Arten von Vergnügungen beraube, und zuletzt ganz unfähig mache. Alle angebliche Teufeley in einem solchen Charakter deucht mir doch weiter nichts, als Beobachtungsgeist.

Bin ich ein Neidischer und ein Menschenfeind, wenn ich Krankheiten studire; wenn ich den Spuren der verborgensten Schwachheiten des menschlichen Körpers nachgehe; wenn ich bey guter Gelegenheit alles Unvollkommene und Fehlerhafte in dem Gesundheitszustande der Menschen ausspähe und mir ins Licht setze; und dann mich ergötze, wenn mir klar wird, was manchem andern und mir selbst dunkel war? Deswegen sage ich aber doch keinem Menschen, der und die haben diese Krankheit; aber was kann mich hindern, da wo es Nutzen schaffet, zu sagen was ich von ihr weiß, also die Krankheit selbst mit allen ihren Verwicklungen und Schlichen in ihr Licht zu setzen?

Ziehet mir nun, meine Lieben, die Grenzlinie zwischen dem, was ihr dem Beobachter eures Körpers erlaubt, und dem was ihr dem

Beobachter eurer Seele verbietet. Ihr werdet sagen: der Arzt studirt die Krankheiten des Körpers, um denselben abzuhelfen, wenn er kann; aber das will der Seelenbeobachter nicht. Woher wißt ihr das? Eine gefühlvolle Seele ist bey dem Anblicke der moralischen Gebrechen ihrer Mitmenschen, eben so gepeinigt, wie bey dem Anblicke ihrer körperlichen Gebrechen. Warum gienge man ihnen sonst aus dem Wege; und warum begiebt man sich in die Einsamkeit, als aus Furcht vor der Ansteckung? Aber da es einmal tausenderley moralische Schwachheiten, Unvollkommenheiten und Fehler giebt, die man da wo sie doch beständig und täglich ausgeübet werden, gar nicht für Schwachheiten, gar nicht für Unvollkommenheiten, gar nicht für Fehler hält, so ist es allerdings ein unläugbares Vergnügen, diese Fehler zu kennen, auch da, wo es nützlich seyn kann und wo keinem Menschen der geringste Schaden daraus entstehet, in ihr wahres Licht zu setzen, ihnen ihren rechten Namen zu geben, sie, in den Augen aller Welt, mit Feuer zu taufen. So wenig

scheint

scheint mir dieses Vergnügen teuflisch, daß ich vielmehr glaube, und noch in meiner Todesstunde glauben werde, grade so entdecke man die Schliche, und grade so zerstöre man die Werke des Teufels.

Einsamkeit ist also eine Schule der Menschenkenntniß, weil sie den Beobachtungsgeist schärft; weil wir, nach stiller Ueberlegung, immer desto besser wissen, worauf wir in der Welt zu sehen haben; und zumal, weil wir in der Einsamkeit alle unsere Beobachtungen und Bemerkungen verdauen; da hingegen so mancher Weltmann und so mancher Höfling alles verkehrt einnimmt, und dann auch sehr unverdaut wieder von sich giebt.

Bonnet erzählet in einer rührenden Stelle der Vorrede zu seinem Werke von der Seele, wie ihm seine Augenschwäche durch Einsamkeit vortheilhaft ward. Einsamkeit, sagt er, führet natürlicher Weise zum Nachdenken; die Einsamkeit in der ich gewisser massen bisher lebte, nebst den traurigen Umständen, in denen ich mich zugleich seit einigen Jahren befand und

noch befinde, bewogen mich in meinem Geiste eine Zuflucht zu suchen, und eine Zerstreuung; der Zustand meines Gemüthes machte sie nothwendig; mein Hirn ward mir ein stiller Aufenthalt, wo ich Vergnügungen genoß die meine Trübsale wegzauberten. Der grosse und gute Bonnet war beynahe blind.

Ein vortreflicher Mann in einem andern Fache, der Jugenderzieher Pfeffel in Colmar, trägt seine völlige Blindheit, eben so rührend und groß, in einem weniger einsamen Leben; aber doch auch oft in einer Musse, die er der Philosophie, der Dichtkunst, und der Menschheit heiligt.

In Japan war vormals sogar eine Academie von Blinden, die vielleicht mehr sah, als manche andere Academie. Ihre Mitglieder widmeten sich der Geschichte des Landes, der Dichtkunst, und der Musik. Sie brachten die schönsten Züge aus den Japanischen Jahrbüchern in Verse, und setzten diese in Musik zu hohem und erweckendem Gesang. Giebt es auch im Ganzen, unter allen Einsamen deren Geschichte

schichte ich im ersten und zweyten Theile dieses Buches erzähle, mehr verwirrte Köpfe und Thoren, als Menschen die eine weise Einsamkeit kannten, so steht man hingegen mit Vergnügen und Hochachtung bey diesen Japanischen Blinden stille; das innere Auge der Seele war desto mehr bey ihnen offen, je mehr sie ihr trauriges Schicksal vom Genusse des körperlichen Lichtes ausschloß; Licht, und Leben, und Genuß, quoll ihnen aus dem Schosse der Finsterniß, durch stilles Nachdenken, und einsame Geschäftigkeit.

Einsam und frey sey also unsere Lage, wie dort in dem Englischen Garten eines guten Mannes, meines verewigten Freundes von Hinüber zu Marienwerder, wo alles zu stillen und frommen Gefühlen, und erhabenem Nachdenken einladet; oder wie dort unter deinen Tannen, geliebter Hapsburg (*), wenn wir wollen edlen Gegen-

(*) Beynahe an dem Fusse dieses berühmten Berges, auf dem die Ueberbleibsel des Stammhauses der Oesterreichischen Kaiser stehen, bin ich gebohren; und der Wald mit dem dieser Berg bewachsen ist, war mein liebster Spaziergang.

Gegenständen nachforschen, damit uns nicht die Leerheit des gesellschaftlichen Lebens aushungere, niederwerfe, und vernichte.

So wie Einsamkeit unsere Gedanken schärft, so giebt auch Denken dem ganzen Triebwerk unserer Handlungen den ersten Stoß. Man hat gesagt, Handlungen seyen nichts als zu Festigkeit und Selbstständigkeit gereifte Gedanken; darum könne ein jeder von uns, durch unparteyische Erforschung der Gedanken, denen er am liebsten nachhängt, das ganze Geheimniß seines wahren Charakters erforschen; denn wer gewohnt sey sich zu entfernen, und mit sich selbst zu reden, werde zuweilen Wahrheiten hören, die ihm die Welt nicht sagt.

Freyheit und Musse ist alles was ein Kopf bedarf, der in der Einsamkeit nach Thätigkeit strebet. Laßt ihn alleine, so werden alle seine Kräfte rege; gebt ihm Freyheit und Musse, so wird ungleich mehr aus ihm, als wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumschlendert. Gelehrte die nie denken, die sich im-

immer nur erinnern, und nichts aus sich selbst hervorbringen, compiliren da, und sind glücklich. Aber es ist noch ein weit höheres Vergnügen für den Geist, in der Einsamkeit immer etwas zu thun das Gutes hervorbringen kann, wenn es auch nebenher Thoren wild macht, und böse Menschen beschämet. Allgemeine Finsterniß und Stille setzen einen lebhaften Kopf in Ruhe, drängen die Gedanken auf einen Punkt, und schärfen die Seelenkräfte mit einem Muthe, den nichts zurückhält, wenn er nur trifft. Ganze Scharen von Widersachern kümmern ihn nicht. Er weiß, daß er treffen kann, wenn er will; und daß jedem früher oder später sein Recht widerfahre, ist alles was er wünscht. Schmerzen muß es ihn freylich, daß manches so verkehrt geht in der Welt, daß Schurkheit durch Volksgeschrey oft so allgemein erhoben und geehret wird, daß Vorurtheil so allmächtig herrschet, und daß so mancher Tropf befielt. Also sagt er auch wol zuweilen, so sollte es seyn, und so ists nicht; und haut dann mit einem Federstrich dem Schurken ein Zeichen in die

Nase,

Nase, und wirft mit dem andern das Vorurtheil von seiner Höhe.

Weit grössere Wahrheit entfaltet sich in der Einsamkeit dem grossen Denker, dem vielumfassenden Kopfe, dem Manne von Genie. Ein grosser und weiser Mann, Herr Blair in Edinburg, hat gesagt: sich gänzlich mit den alltäglichen Dingen des Lebens beschäftigen, sey das Kennzeichen kleiner und eitler Seelen. Diese streben mit allen ihren Begierden nach sinnlichen Gegenständen, suchen darinn allein die Unterhaltung, die ihnen nach ihrer groben Empfindungsart behagt. Aber eine mehr verfeinerte, mehr umfassende Seele, lasse die Welt hinter sich zurück, fühle in sich einen Beruf zu höhern Vergnügungen, und suche sie in der Einsamkeit. Zu ihr nehme der Patriot seine Zuflucht, um Entwürfe zum allgemeinen Besten zu machen; der Mann von Genie, um sich mit seinen Lieblingsbeschäftigungen abzugeben; der Philosoph, um seinen Entdeckungen nachzuspüren; der Heilige, um in der Gnade zu wachsen.

Eh Numa, Roms Gesetzgeber, zur Regierung kam, begab er sich nach dem Tode seiner Frau aufs Land, und gieng da immer alleine. Seine Tage verlebte er in den Hainen der Götter, auf den geheiligten Wiesen, und in den einsamsten Oertern. Daher ward gesagt, nicht aus Melankolie, und nicht aus Verzweifelung, fliehe Numa den Umgang der Menschen. Er habe eine ehrwürdigere und heiligere Gesellschaft in seiner Einsamkeit; die Göttinn Egeria habe sich in ihn verliebt, und sich mit ihm vermählt, und sie überhäufe ihn nun mit Glückseligkeit, indem sie seinen Geist aufkläre, und mit hoher Weisheit erfülle. Eben so hieß es von den Druiden: sie lehren auf Felsen und in abgelegenen Hainen die Edlen ihres Volkes Weisheit und Beredsamkeit, die Natur der Dinge, den Lauf der Sterne, die Geheimnisse der Götter, und das Wesen der Ewigkeit. Wäre auch dieser hohe Begriff von der Weisheit der Druiden nur eine angenehme Fabel, wie die Geschichte des Numa, so sieht man doch, wie man zu jeder Zeit, von einsamer Weisheit

heit und stiller Würde erhaben dachte und schrieb.

Einsamkeit erwecket oft alleine das Genie, durch seine innere Kraft, ohne alle Hülfe der Grossen, ohne alle Ermunterung und selbst bey der armseligsten Belohnung. Mitten unter allen Schrecknissen der bürgerlichen Kriege, steckte ganz Flandern voll grosser und armer Mahler. Corregio ward in seinem ganzen Leben so jämmerlich belohnt, daß ihm eine Bezahlung von zehn Pistolen nach deutschem Gelde, die Er in Parma hohlen mußte, vor Freude das Leben kostete (*). Inneres Bewußtseyn ihres Werths, mußte diese Künstler lohnen; sie mahlten für die Ewigkeit (**).

Die-

(*) Die Zahlung ward ihm in Kupferthalern (Quadrins) gemacht. Die Freude, die Corregio hatte, eine solche Geldlast seiner lieben Frau zu bringen, machte ihn weder auf die Last aufmerksam die er trug, noch auf die ausserordentliche Hitze des Tages. Er hatte zwölf Meilen zu wandern, kam zu Hause, mit einem Seitenstich, und starb.

(**) Es ist ein fast allgemein angenommener und doch unrichtiger Gedanke, daß man die langsamen Fortschritte der deutschen Litteratur allein den deutschen Fürsten zur

Last

Tiefes Nachdenken erreget zuweilen an einsamen Oertern die höchsten Kräfte des Verstandes und der Imagination, und wecket zu den größten Empfindungen und Gesinnungen. Solche Befriedigung der Seele wird da besser genossen, ist ungestöret und rein, und dauerhafter und fruchtbarer zu neuen Versuchen, und neuer Kraft. Leben ist da nichts, als denken. Bey jedem Fußtritt geht

Last legt, und immer klagt, alles Elend komme daher, daß die Fürsten den Dienern der Wissenschaften nicht grosse Gehalte angedeihen lassen. Freylich könnten deutsche Fürsten manchem vortreflichen jungen Kopfe aufhelfen, der blos wegen Armuth und Nahrungssorgen nicht so fortschreitet wie er sollte. Aber die Erfahrung hat auch genug gezeiget, daß deutsche Geisteskraft von Fürsten oft nichts bedarf als Duldung. Der Geist der deutschen Nation wird immer höher schreiten, wenn deutsche Kaiser, Könige, und Fürsten, durch grosse Thaten Phantasie und Herz beschäftigen; und übrigens nur jeden rechtschaffenen Deutschen sagen lassen was er denkt. Wenn also auch der grosse König in Preussen, wie ich glaube, fast kein deutsches Buch liest, so deucht es mir doch unläugbar, daß Er auch schon dadurch einer der allergrößten Beförderer der deutschen Litteratur war, weil er wenigstens jedem rechtschaffenen Manne von Kopf und Geist in seinen Ländern erlaubet hat zu denken, zu schreiben, und drucken zu lassen was er wollte.

geht die Seele durchs Unermeßliche (*), und glühet in diesem freyen Genusse ihrer selbst von Enthusiasmus, und schreitet immer höher im Durchdenken grosser Dinge, und im Festhalten heroischer Entschlüsse. Zu einer der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhunderts, ward, wie die Sage geht, an einem sehr einsamen Orte, auf einem schönen Berge bey Pyrmont, der Grund gelegt. Der König in Preussen trank da den Brunnen, entwich der Gesellschaft, und gieng immer auf diesem damals noch sehr wilden Berge, der itzt Königsberg heißt, alleine; und da, wo itzt so Mancher weiter nichts denkt, als wie er etwa dieser oder jener schönen Dame auf den Leib kommen wolle, machte, wie man sagt, der junge Monarch den Project zu seinem ersten Schlesischen Kriege.

Ein-

(*) Unser grosse Theologe, Superintendent, Consistorialrath, und Schriftsteller, Herr Jacobi, der oft und langsam durch Sand und Heide reisen muß, und also Musse genug zu einsamen Spekulationen hat, sagte mir neulich: „Der Sirius wirket in mich, und ich wirke in den „Sirius.“

Einsamkeit lehret natürlicher Weise mehr als das unstätige Weltleben, den hohen Werth der Zeit, den der Geschäftlose nicht kennt, und den man ohne die dazu gehörige Wirksamkeit der Seele nie genug schätzet. Wer sich mit Eifer beschäftiget, um nicht ganz umsonst gelebt zu haben, betrachtet nie ohne Schauer und Schrecken, den Flug einer Terzenuhr, das wahrhafteste Bild unsers Lebens, den größten Erinnerer des erschrecklich schnellen Laufs der Zeit.

Ein einziger Tag ist ein Ocean von Langerweile für die alte Dame, die den ganzen Morgen winselt, bis sie durch alle ihre Schickereyen, Fragereyen, und Bittereyen erfährt, was jede Dame heute sich vornimmt, und wo alle Damen heute den Tag ausathmen. Aber wie schnell glitten dieser alten Dame ihre Stunden vorbey, wenn sie dächte, jeder Augenblick unsers Lebens habe Folgen in der Ewigkeit!

Guter Umgang ist freylich niemals Zeitverlust, wenn er Geist und Herz in einer gewissen Höhe erhält, unsere Ideen erweitert, und

unsere Sorgen verscheucht. Aber wird er das einzige Bedürfniß der Seele, verwandelt er sich in Liebe, macht er Stunden zu Augenblicken, verdrängt er alle Ideen für Eine, und wirft man dann alles weg um Liebe, o so verschlinget auch Liebe die Zeit, und Jahre verschwinden thatlos wie Minuten.

Wer die Zeit nach dem Zwecke seines Daseyns, nach Beruf, Pflicht, Fähigkeit, Möglichkeit, immer zu einem guten Zwecke verwendet, dem ist die Zeit niemals zu lang, sondern zu kurz. Er schlendert nicht, er eilt. Ich kenne einen Fürsten, den sechs Bediente in zwey Minuten frisiren, und ankleiden. Er fährt nie, denn sein Wagen fleugt. An seiner vortreflichen Tafel hat man augenblicklich abgespeiset. Man wird mir sagen, dieß sey so ziemlich die Art aller Fürsten: sie wollen immer daß Alles geschwind gehe! Aber ich habe gesehen, daß dieser geistvolle, erhabengesinnte Fürst, alle Suppliken selbst annimmt, und ich weiß, daß er sie alle beantwortet. Ich weiß, daß er an jedem Tage, mit der größten Gewissenhaftigkeit, alle seine Regierungs-

rungsgeschäfte selbst besorgt; und durch das ganze Jahr, alle Tage ohne Ausnahme sieben Stunden auf das Lesen der besten Englischen, Italienischen, Französischen und Deutschen Schriftsteller verwendet. Dieser Fürst kennet den Werth der Zeit.

Alle Zeit die der Weltling verlieret, ist für den Einsamen gewonnen; und für den, der die Zeit recht geniesset, dauert kein Genuß auf Erden so lange. Aber das Tagwerk des Menschen ist groß. Was also Gutes geschehen kann, muß gleich geschehen, wenn der gegenwärtige Tag nicht als ein leeres Blatt aus dem Buche des Lebens herausgerissen seyn soll. Wir hemmen den Lauf der Zeit durch Arbeit, wir verlängern die Dauer unsers Lebens durch Gedanken und Thaten die wirken und gedeyen. Leben ist, für den der nicht umsonst gelebt haben will, denken und wirken. Man denkt nie so schnell, so viel, und so frölich, wie in den Stunden, die man gegen irgend eine zwecklose und langweilige Visite erobert hat.

Haushälterischer verführen wir immer mit unserer Zeit, wenn wir nur immer bedächten, wie manche schöne Stunde uns gegen unsern Willen entschlüpfet. Ein grosser Engländischer Schriftsteller sagt: wenn wir alle Zeit abrechnen, die uns der Schlaf verschlinget; alle Zeit der unvermeidlichen Foderungen der Natur, oder die uns die Tyranney des Wohlstands unwiderstehlich abzwackt; alle Zeit, die unter blosser Ziererey vergeht, oder die man hingiebt für andere, um ihnen flache und läppische Höflichkeit zu erstatten; alle Zeit, die uns durch Krankheit mit Gewalt weggerissen ist, oder durch Ermüdung und Schwachheit unvermerkt weggestohlen: so finde sich der Theil unsers Daseyns sehr klein, von welchem wir uns selbst wahrhaftig Meister nennen, oder den wir ganz anwenden können, wie es uns beliebt. Eine Menge unserer Stunden gehen in einem Umlaufe kleinlicher Sorgen verlohren, in einer beständigen Wiederkunft von einerley Verrichtungen. Ein grosser Theil unsers Vorraths für Ruhe oder Glückseligkeit, verschwindet immer mit dem gegenwärtigen Tage,

und

und ein grosser Theil unsers Daseyns dient weiter zu nichts, als daß er uns den Genuß des übrigen vernichtet.

Nie verlieret man mehr Zeit, als wenn man darüber tobt, daß man keine hat. Alles verrichtet man alsdann mit Unlust. Mit seinem Joche kommt gewiß jeder am besten fort, wenn er es mit Sanftmuth trägt. Aber in Höflichkeitsfällen muß man bey aller Sanftmuth dann doch Keckheit genug besitzen, um alle Ketten abzuwerfen; also allerdings auch zuweilen nur funfzig Respektsbesuche, in einer Woche, weniger machen. Dieß, und ein gutes Schloß vor der Thür, für jeden der uns nichts zu sagen hat; und dann jeden Morgen der genaueste Plan, und jeden Abend die strengste Rechnung mit sich selbst, fristet und verlängert schon die Hälfte des Lebens. Wenn sich jemand bey Melanchton melden ließ, so fragte er nicht nur nach der Stunde, sondern nach der Minute wenn man kommen wolle, damit der Tag nicht in müssiger Ungewißheit verstreiche.

Traurigkeit über versäumte Zeit und Arbeit verschwindet, wenn man nur einmal gewohnt ist haushälterisch mit seiner Zeit zu verfahren, und frey und abgesondert auf dem Lande lebt. Dann muß man gar keine Visiten machen; dann wird man nicht, aller tausendfach bezeigten Widerspenstigkeit und alles öffentlichen Protestirens ungeachtet, immer und immer zum Essen gebeten; dann hat man keinen Ueberlauf von Fremden, die nichts von uns wissen wollen, als wie uns die Nase im Gesichte sitzt. Dann hat man keine von allen hunderttausend Gesellschaftspflichten, die alle miteinander nicht eine einzige Tugend werth sind. Kein ungebetener und lästiger Gesellschafter, raubt uns dann, die schönen Stunden, die wir auf die nützlichste Weise zuzubringen hofften. Hier foltert uns kein schwatzseliger Besucher, halbe Tage hindurch, mit der größten Höflichkeit, durch tausend Stadtgeschichten, die wir durchaus nicht wissen wollen. Hier ersäuft uns kein Pedant in seinem Schnack, indeß da wir vor Begierde vergehen, daß er doch endlich Abschied nehme, und daß wir wieder hin-

hineilen können zu unsern Büchern und zu unserm Arbeitstische.

Aber man hat auch mit grossem Rechte gesagt: wie wenige von unzählichen Stunden der Einsamkeit werden mit irgend einer bleibenden und nützlichen Wirkung bezeichnet! Wie viele werden entweder mit leeren Träumen weggetändelt, oder einem ängstlichen misvergnügten Nachsinnen, ungeselligen bösartigen Leidenschaften, oder unordentlichen sträflichen Begierden Preis gegeben!

Einsamkeit ist nicht immer ein Beweis, daß man denkt, und nicht tändelt. Man kann vollends in derselben auf einem Wege seyn, der gefährlicher ist als alle Wege der Welt. Wie oft macht uns dann auch, in wahrer Musse, Kränklichkeit unfähig irgend etwas nützliches zu denken und zu thun. Die traurigste Art in der Einsamkeit zu leben, ist doch die, wenn ein Kranker in derselben an nichts denkt, als an seine Krankheit. Der größte Weltling verlieret im Taumel seines Lebens gewiß nicht mehr Zeit, als ein melankolischer Mensch in der vollkom-

mensten Entfernung, und tiefsten Abgeschiedenheit von allen Menschen. Eben so zeitverderblich als Melankolie, und gewiß eines der größten Hindernisse unsers inwendigen Glückes, ist üble Laune. Melankolie ist doch ein Feind den wir fürchten, und dem wir widerstehen; üble Laune überrumpelt uns, und wir sind gefangen, eh wir an Widerstand denken. Anstatt dieser Pest des Lebens wäre es unaussprechlich viel besser, gar keine Laune (*) zu haben.

Uebler

(*) Niemand hat so gut und treffend erkläret und gesagt, was Laune ist, wie unser scharfsinnige Garve. Die Stelle ist zu schön, um sie nicht ganz hieher zu setzen. „Das Wort Laune, sagt Herr Garve, soll theils diejenige „Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Mensch alle „Sachen von einer etwas sonderbaren Seite ansieht, „von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerührt „wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, „was er denkt, oder wozu er Lust hat, und was an„dere weder sagen noch thun werden, weil sie sich von „der Meinung der übrigen, oder von der Gewohnheit „einschränken lassen, ohne Zurückhaltung sagt und „thut. — Andere Charaktere verschliessen ihre Be„trachtungen in sich, oder richten sie blos nach den „Absichten ein, die sie bey ihrer Rede haben, oder nach „den Gesinnungen der Personen, mit denen sie reden.

„Der

Uebler Laune entgeht man, oder man widersteht wenigstens ihren Ausbrüchen, wenn man überleget, wie wir durch dieselbe nicht nur auf Tage, sondern auf viele Wochen, und Monate, unsere Zeit verlieren. Ein einziger unangenehmer Gedanke, mit dem wir uns unnöthiger Weise ängstigen und quälen, bringt uns oft auf eine lange Zeit, um alle Fähigkeit irgend etwas ausser unserm Alltagswege zu thun. Darum muß man sich

„Der launichte Charakter öfnet so zu sagen die Seele; „er treibt jeden Keim von Gedanken gleich so weit heraus, daß er gesagt werden muß; und läßt uns also „mehr von der geheimen Philosophie des Menschen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn diese Laune bey „Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts „als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeschmacktes bey „den Sachen denken, so ist sie unerträglich. Für solche „Menschen ist die Politesse und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir sie nicht „verachten oder hassen sollen, so wie häßliche Körper nothwendig bekleidet seyn müssen. — Aber ist es ein „fähiger Kopf und ein edles empfindendes Herz, das sich „ganz seinen eigenen Eingebungen überläßt: so ist uns „in der That sein Umgang lehrreicher und interessanter, „als wenn ein eben solcher Kopf und ein solches Herz „die Maske des gemeinen Wohlstandes trägt, und, um „andern Menschen ähnlicher zu scheinen, den freyen „Ausbruch seiner Gedanken und Gesinnungen hindert.“

sich immer bestreben keiner Unannehmlichkeit des Lebens mehr Einfluß auf unsern Thätigkeitstrieb zu erlauben, als ihr gebührt. So lange wir arbeiten, trauren wir weniger. Ueble Laune verdränget man augenblicklich, wenn man ein Buch schreibt, und sie dann, mit Erlaubniß, nur gleich in sein Buch ausgiesset. So ergreift man oft saurersehend und brummisch die Feder, und lachet schon wieder, indem man sie weglegt.

Zeit und Leben sind verlohren, wenn man allen Bedenklichkeiten, allen si und mais, allen Quergründen, Besorgnissen, und Schwierigkeiten ein gefälliges Ohr leiht. Nichts Kühnes und nichts Grosses gelinget, wenn man in allen Dingen ängstlich am Kleinen hängt, und nie keck genug denkt, um eine Sache eben ihrer Schwierigkeiten, oder ihrer Gefahr wegen zu unternehmen. Es würde sich gar nicht der Mühe verlohnen zu leben, wenn man sich nur mit edler Verachtung darüber wegsetzen könnte, daß der größte Theil des Lebens, wie ein Engländer vortreflich gesagt hat, aus kleinen Zufällen und geringen Begebenheiten besteht; aus Wünschen für

nahe

nahe Gegenstände, und Gram über fehlgeschlagene Absichten, von keiner Bedeutung; aus Insektenqualen, die uns beissen, und verfliegen; aus Thorheiten, die eine Weile summen, und dann nie wieder gehöret werden; aus Vergnügungen, die wie Luftzeichen vor uns her tanzen, und verschwinden; aus Complimenten, die über die Seele wegschleichen wie andere Musik, und vergessen werden von dem der sie giebt, und von dem der sie erhält.

Man hätte zu allem Zeit, wenn man nicht nur keine Zeit verlieren müßte, sondern auch aus eigener Wahl keine verlöhre. Wer in seiner Jugend nichts lernte, als blos die Kunst jede Viertelstunde zu irgend einem Zwecke zu benutzen, erwürbe sich gewiß schon dadurch die Anlage zu einem grossen Geschäftsmanne, denn dieser findet in jeder Viertelstunde etwas zu thun. Aber aus übler Laune oder Mangel von Energie, verlangen wir, eh wir eine Sache thun, immer Bequemlichkeiten, machen immer Bedinge, glauben immer es sey itzt dazu nicht die rechte Zeit. Unsere Trägheit will immer in alles hineingeschmeichelt

schmeichelt seyn, eh sie sich in Regsamkeit verwandelt.

Unser Hauptwerk sey also zuerst, ein fester Lebenszweck; dann die Entschlossenheit, so oft als möglich die Umstände zu regieren, und nicht immer von Umständen sich regieren zu lassen. Bey aller äusserlicher Sanftheit und Schlankheit, muß darum im inwendigen Charakter eines Mannes in Geschäften immer etwas Eisernes liegen. Gewiß weiß kein Mensch auf Erden, besser wie man jeden Augenblick benutzen soll, als der Monarch von dem man gesagt hat: il est poli et dur, comme le marbre (*).

Lebens-

(*) Voltaire hatte unrecht, als er das sagte. Dieser Monarch ist fest in seinen Grundsätzen, aber nicht hart. Meine Ohren haben keine angenehmere und freundlichere Stimme gehöret, als seine Stimme. Ich weiß zwar wohl, aber nicht aus eigener Erfahrung, daß dieser Monarch auch da, wo es nöthig ist, eine Stimme hat, die, wenn sie auch nicht donnert, doch wie der Donner zermalmt. Aber gewiß würde man vor den Monumenten der Güte dieses Monarchen eben so ehrfurchtsvoll stille stehen, als vor den Monumenten seiner Grösse, wenn man nicht alle grossen Monarchen, bey ihrem Leben, noch unaussprechlich viel toller und schiefer beurtheilte, als jeden gemeinen Menschen den man schief beurtheilt.

Lebenszweck ist immer das Gegengift des Verlustes von Zeit und Leben. Vom König bis zum Taglöhner, muß darum jeder Mensch wissen, was Er heute zu thun hat; und was Er heute thun kann, muß er thun. Also soll jeder Gedanke, jede Handlung des Menschen, immer dahin zielen, wo geschrieben steht, dafür bist du hier. Jener Monarch, der seinem Jahrhundert den Ton angab, der ein Muster für alle Monarchen der Folgezeit seyn und bleiben wird, stehet im Sommer um vier Uhr, und im Winter um fünf Uhr auf. Alle Briefe, die jeder seiner Unterthanen an ihn schreiben darf, alle den vorigen Abend und die vorige Nacht angekommene Memoriale und Papiere, liegen vor Ihm auf einem Tische. Der Monarch öfnet alles, sieht alles durch. Aus allen diesen Papieren macht er drey Haufen. Ein Haufen wird, nach seiner Vorschrift, auf der Stelle beantwortet; ein Haufen kommt, mit seinen eigenhändig beygeschriebenen Randglossen, an die dazu bestimmten Minister, Befehlshaber, und Tribunale; und den dritten Haufen, qui n'a ni rime ni raison, wirft der Monarch ins

Feuer.

Feuer. Dann kommen die Cabinetssecretaire, und alles wird ihnen von dem Monarchen zur augenblicklichen Expedition abgeliefert. Dann steigt Er zu Pferde, besieht seine Legionen, und etwa die Fremden, die Ihn besehen wollen. Dann kommt er an die Tafel, hat einen witzigen Einfall nach dem andern, und sagt Dinge die durch ihre Wahrheit und ihre Weisheit in allen Jahrhunderten frappiren würden. Dann kommen die Cabinetssecretaire wieder, und bringen alle ihnen des Morgens durch ein paar Federstriche dictirte und nun im Schweise ihres Angesichts ins Reine geschriebene Briefe zur Unterschrift. Zwischen vier und fünf Uhr des Nachmittags ist alle Arbeit des Tages gethan. Dann ruhet der Monarch; und darinn bestehet seine Ruhe, daß Er sich bis zur Abendmahlzeit die besten Schriften aus alter und neuer Zeit vorlesen läßt, oder sie seinem Vorleser selbst vorliest. Ein Monarch, der so seine Zeit benutzet, kann wohl von allen seinen Ministern, Generalen, Civilbedienten, und Officieren verlangen, daß kein Einziger seine Zeit verschlendere.

Viele

Viele Menschen möchten freylich immer nur wichtige Dinge thun, sich nur mit grossen Gegenständen beschäftigen, und weil sie dazu die Zeit sich nicht nehmen wollen, so thun sie nichts. Also erreichen sie auch die Vortreflichkeit nie, wovon sie das Ideal immer im Kopfe behalten, niemals zur Wirklichkeit bringen, und nach demselben doch beynahe Alles verschmähen was in der Welt geschieht. Ich habe in der Schweitz, und nirgends so häufig wie in Bern, eine Menge fähiger Köpfe dieser Art gekannt. Sie hätten Schriftsteller von der ersten Grösse werden können, und liessen nie keine Zeile drucken; blos aus Liebe zur Behaglichkeit, oder aus Furcht daß man sie alsdann weniger groß finde als sie wirklich sind. Müssiggang, Zeitverschwendung, und das köstliche Nichtsthun, ist disseits der Alpen vielleicht in keiner Stadt so auffallend, so sehr auf den Gassen, Marktplätzen, und Promenaden sichtbar, wie in der Stadt Bern.

Aeusserst unthätig sind viele Menschen, blos wegen schlechter Haushaltung mit ihrer Zeit. Sie brächten wol etwas wichtiges und selbst

etwas grosses zu Stande, wenn sie nur jede abgerissene Viertelstunde ergriffen, und gleich zu ihrem Zwecke verwendeten; denn wie viele grosse Dinge geschehen nur Schritt für Schritt. Aber wird man immer unterbrochen; ergreift man jede Unterbrechung mit Zufriedenheit; wartet man immer auf Lust und gute Laune die nur bey der Arbeit kommt; hat man die grosse Musse nicht, die man fodert, und die so mancher niemals findet; so glaubt man vollends man habe gar keine Laune, und gar keine Musse, und so spaziert und reitet man, den Morgen, den Mittag, und den Abend, über Zeit und Leben hinweg.

Einer der größten und rechtschaffensten Männer die jemals in der Schweitz lebten, mein seliger Herzensfreund Iselin, schrieb seine Ephemeriden der Menschheit, ein Buch das alle grossen Herren in Deutschland hätten lesen sollen, und das viele auch gelesen haben, im Senat zu Basel (*). Unser Möser in Osnabrück, der als Ge-

(*) Herr Iselin war Rathschreiber. Also indem Er seine Ephemeriden schrieb, glaubten die Rathsherren in Basel, Er

Geschäftsmann und Patriot, von unserm Könige, von seinem Fürsten, von allen unsern Herren Ministern, und in Osnabrück von dem Adel, von der Geistlichkeit, von Bürger und Bauer geliebet und verehret ist, schwang sich zu einer von wenigen deutschen Schriftstellern erreichten Höhe, beym Spiele (*).

Carpe diem sagte Horaz, und das gilt von jeder Stunde. Völlig nach der Lehre der lustigen Weltlinge, der Anacreontischen Sänger und Trinker, sollte man alle Sorgen wegwerfen, immer frölich seyn, und jede Minute haschen; aber, nicht zum Trinken, sondern um fortzuschreiten zu irgend einem grossen Zweck. Einsam kann man ja seyn, mitten unter allem Lerm

Er protokollire was sie sagen; so wie vormals die Rathsherren zu Zürich in ihren Rathsversammlungen glaubten, der unsterbliche Geßner fange alle ihre Worte in seine Schreibtafel auf, wenn Er die drollichsten Gesichter einiger von diesen Rathsherren en Carricature zeichnete.

(*) Herr Möser hat fast alle seine fliegenden Blätter, die wahren Bürgen seiner Unsterblichkeit, seiner geistvollen Tochter beym Spiele dictirt.

des Lebens, und der Welt. Bey den Toiletten kann man des Mittags einen guten Morgen wünschen, dann Visitenkarten abgeben lassen, dann auf Assembleen sich zeigen, und doch seinen Morgen und seinen Abend fristen. Man muß nur einen festen Lebenszweck haben, und zu Hause eben so gerne mit Beharrlichkeit und frischem Muthe seine Arbeit fortsetzen, und zu irgend einer freudigen Aussicht treiben, als jeden Mittag den Puder jeder Dame beriechen. Nur der Fleissige und Geschäftige, nur derjenige der den ganzen Tag dem Staate oder seinen Mitmenschen gedient hat, kann sich auf den Abend mit gutem Gewissen an einen Spieltisch anklammern, ohne dabey ein Wort von einigem Werthe gesagt oder gehört zu haben, und ohne einen andern Gedanken mit sich nach Hause zu nehmen, als so viel habe ich im Spiele gewonnen oder verlohren.

Den höchsten Vortheil der Zeit, und den einzigen Zweck zu dem ich alle diese Betrachtungen leiten möchte, giebt Petrarcha an. Wenn wir Gott dienen wollen, sagt er, worinn die

höchste

höchste Freyheit und die höchste Glückseligkeit liegt; wenn wir unsern Geist durch die schönen Wissenschaften erhöhen wollen, die uns zunächst der Religion, das größte Vergnügen gewähren; wenn wir durch Nachdenken und Schreiben etwas hinterlassen wollen, das unser Andenken erhalte, den schnellen Lauf unserer Tage hemme, und dieses kurze Leben verlängere; wenn wir dieß alles wollen: ach, ich bitte, so laßt uns fliehen, und den kleinen Ueberrest unserer Tage hinbringen in der Einsamkeit.

Das können wir nun nicht alle. Aber mancher ist doch mehr und weniger Herr über seine Zeit, und kann doch nach eigener Wahl mit andern Menschen sich einlassen, oder ihnen sich entziehen. Für diese werde ich also immer weiter die Vortheile der Einsamkeit betrachten.

Einsamkeit erhebet den Geist zu feinerm Geschmacke, ausgebreitetern Gedanken, gröfferer Thätigkeit, und gewähret ihm Vergnügungen, die über alles wegsetzen, und die ihm niemand raubt.

Man verfeinert in der Einsamkeit seinen Geschmack, durch die sorgfältigere Wahl des Schönen, womit man seinen Geist beschäftigt. Von uns hängt es da doch ab, nichts zu sehen als was uns Freude macht, nichts zu lesen und nichts zu denken als was unsern Geschmack verbessert, und ihn über mehrere Gegenstände verbreitet. Da entgeht man den falschen Begriffen, die man so leicht im Umgange annimmt, wenn man auf anderer Empfindung sich mehr verläßt, als auf sich selbst. Es ist unausstehlich, daß man sich so oft muß vorsagen lassen, dieß sollst du fühlen. Warum sollte man nicht viel lieber sich bestreben seine eigene Gefühle selbst richtig zu prüfen, und nicht nach willkührlichen Begriffen anderer, sondern nach eigener freyer Wahl, und nach der Natur der Sache. Was kümmerts mich, ob der alte oder junge Geck hier, oder jenes Weib und jenes Dämchen dort, ein Buch schön finden, das mir gefällt. Was lehren mich eure elenden frostigen Critiken, worinn kein Sinn ist für das wahre Schöne, Grosse, und Gute. Wie kann ich mich beugen vor eurer

elenden

elenden Kunstrichterey, die den Werth jeder Sache nach willkührlichen Verabredungen bestimmet, und das Ganze immer schief und falsch sieht. Was kann ich von dem ganzen grossen Haufen eurer Nachsprecher denken, die immer nur eure Meinung haben, immer erst die Ohren spitzen nach dem was allgemein gesagt wird. Was beweisen alle eure Meinungen, da ihr doch alle insgesamt an dem schlechtesten Buche alles vortreflich findet, wenn ein angesehener, lauter, schwatzhafter, schlechter und schiefer Kopf das Buch anpreiset; und da ihr alle insgesamt, auf dessen Wort, nichts als dummes Zeug in einem guten Buche seht.

Ohne eine gänzliche Flucht aus einer solchen Lesewelt, ist es unmöglich Wahrheit zu fühlen und Wahrheit zu sehen, denn man wird angesteckt, eh man sichs versieht. Aber mit dem Geschmacke der das Schöne und das Heßliche, das Gute und das Schlechte allenthalben sieht, von jenem gerühret und entzücket ist, von diesem mit Ekel die Abgeschmacktheit fühlet; der wahre Glückseligkeit bey jenem empfindet, und bey

Flachheit, Ungereimtheit, Unverstand, Verzerrung, und Plumpheit, nichts als Marter; mit diesem Geschmacke, zieht man sich auch gerne zurück, und geniesset mit wenigen Freunden, oder alleine im stillen Umgang mit der ganzen vernünftigen Welt des Alterthums und der neuern Zeit, seine Früchte.

So entstehet dann ein angenehmes Gefühl unsers Daseyns, wenn wir erfahren, wie viel wir selbst vermögend sind zu unserer Vollkommenheit und zu unserer Glückseligkeit beyzutragen. Dann freuen wir uns, daß wir diese Kräfte haben, daß wir sie gebrauchen, daß wir alles damit ausrichten können zu unserm eigenen Unterricht und Vergnügen, zum Vergnügen unserer Freunde, und vielleicht auch einst zum Vergnügen gleichgestimmter Seelen in der Ferne, die uns noch nicht kennen, und denen vielleicht Wahrheit aus unserer Feder nicht misfällt.

Einsamkeit giebt uns ausgebreitetere Kenntnisse und Gedanken, und dem Geiste grössere Thätigkeit, durch die lebhaftere Neugier, den

ununter-

ununterbrochenen Fleiß, das eiserne Ausharren, das sie so natürlich veranlasset. Ein grosser Kenner ihrer Vortheile hat gesagt: alle unsere Geisteskräfte werden da geübt und gestärkt; manche Dunkelheiten, die uns unsern Pfad beschwerlich machen, werden zerstreut; und wir kehren mit weit mehr Heiterkeit und Ruhe zu dem geschäftigen und gesellschaftlichen Leben zurück. Unser Gesichtskreis hat sich durch Nachdenken erweitert; wir haben mehr Dinge zu übersehen, und mit einander verbinden gelernt; wir bringen einen hellern Blick, richtigere Urtheile, festere Grundsätze in die Welt, in welcher wir leben und wirken; und können dann, auch unter mancherley Zerstreuungen unsere Aufmerksamkeit um so viel länger festhalten, und über alles um so viel richtiger denken und urtheilen, da wir dazu geübt und vorbereitet sind durch unser Nachdenken in der Stille.

Ach wie ist im gewöhnlichen Umgange die Neugier eines vernünftigen Mannes bald gesättigt; in der Einsamkeit wächst sie jeden Tag. Der menschliche Geist sieht bey seinen Untersuchungen nie gleich das Ende. Man kettet Ver-

suche an Beobachtungen, Experimente an Schlüsse, und immer entwickelt sich eine Wahrheit aus der andern. Diejenigen, die sonst auf den Lauf der Sterne aufmerksam waren, hatten freylich nicht vorhergesehen, welchen Einfluß einst ihre Entdeckungen auf die Geschäfte und die Wohlfart der Menschen haben würden; sie ergötzten sich an dem Glanze des nächtlichen Himmels, sahen daß jene Lichter aus ihrer Stelle rückten, waren begierig zu verstehen was sie bewunderten, und fanden ihren Lauf. So vermehret sich jede Kraft der Seele in stiller Geschäftigkeit, und der betrachtende Geist erhält immer eine grössere Ausbreitung je mehr er allen Beziehungen, Wirkungen, und Folgen einer erkannten Wahrheit nachdenkt.

Hängt der Verstand an die Imagination sein Bley, so ist man zwar weniger eilig, aber den Schritt den man vorwerts gethan hat, macht man nie zurück. Imaginationsmänner bauen Welten, die wie Seifenblasen zerplatzen, Verstandsmänner sichten alles, und behalten nur was taugt. Locke sagt, die grosse Kunst des Fortschreitens

tens zum Erkennen sey, daß man nur wenig auf einmal unternehme. Also scheiden sich die noch unbetretenen Pfade nicht gleich vor dem Blicke des rohen Jünglings, der sich einbildet, er überflügle sein Zeitalter, wenn er höchstens nur etwa seinen Freunden die Zähne lang macht, und dann wild, staar, toll, und rasend, blickt, spricht, und schreibt.

Labirinthe entwickeln sich der Aufmerksamkeit, jede Höhe wird erreicht durch Ausdauren, alle Fesseln werden abgeworfen durch Entschlossenheit, aber man muß nicht gleich Morgen zu Markte bringen was man heute in der Einsamkeit ausheckt. Es ist immer gut, daß man seine Begriffe an der Hand der Weisen aus jedem Zeitalter erweitert, seine Seele in der Einsamkeit über eure engen Vorurtheile wegsetzt, seinen Nacken nie beugt unter die allgemeine Meinung, und ohne Rücksicht auf Formel, System, und Concordanz, immer vor sich in der Stille den Weg geht, den man für den besten hält. Aber will man noch höher hinauf, dann zeigt sichs, daß

man

man nur langsam in der Einsamkeit zur Reife bringt, was in der Welt gedeyen soll.

Der grosse Engländische Schriftsteller Johnson sagt herrlich: alle Werke menschlicher Kunst, die wir mit Lob und Erstaunung ansehen, seyen Beyspiele der unwiderstehlichen Kraft des Ausharrens. Dadurch ward der Steinbruch eine Pyramide; dadurch vereinigte man entfernte Provinzen durch Canäle. Wollte man die augenblickliche Wirkung einer Haue oder einer Schaufel mit der allgemeinen Absicht und letzten Folge vergleichen, so versünke man unter dem Gefühle ihres Unverhältnisses; und doch überwinden diese kleinen Wirkungen, wenn man sie in einem fortsetzt, die größten Schwierigkeiten, und Berge werden eben gemacht, und Oceane beschränket, durch die geringen Kräfte von Menschen. Deswegen ist es von der äussersten Wichtigkeit, für diejenigen die sich vornehmen von den gebahnten Wegen des Lebens abzuweichen, und Ruhm zu erwerben der grösser sey, als diese Alltagsnamen, die stündlich in Vergessenheit sinken, und durch die Zeit weggewischet werden mit ihrem unverdien-

ten

ten Lob: daß sie sich bestreben bey ihrem Verstande und ihrem Muthe auch auszuharren, daß sie die Kunst erwerben zu untergraben was sich nicht zermalmen läßt, und die Fertigkeit erlangen hartnäckigen Widerstand zu überwinden durch hartnäckige Angriffe.

Thätigkeit belebet eine Wüste, macht eine Celle zu einer Welt, gewähret unsterblichen Ruhm dem stillen Denker in seiner Kammer, und dem emsigen Künstler in seiner Werkstatt. Der Geist findet Lust an der Anwendung seiner Kräfte, alles freuet ihn was in die Ferne wirket, und er ist immer da am meisten zur Anstrengung gereitzet, wo er Schwierigkeiten und Widerstand sieht. Als man dem Apelles die Wenigkeit seiner Gemählde vorwarf, und die unaufhörliche Aufmerksamkeit mit welcher er seine Stücke verbesserte, antwortete Er nichts, als, ich mahle für die Nachwelt.

Fragt jenen Mann dort, der mit so vieler Würde lebt, so sanft und nachsichtig alle eure Fehler rügt, so liebevoll euch auf bessere Wege leitet, euren Gesellschaften sich nicht entzieht,

sondern

sondern Geselligkeit anpreiset und mit entzückenden Farben mahlt: ob durch Einsamkeit vervielfältigtes Leben und ausgebreitete Wirksamkeit, nicht allen Trieb zu hirnlosem Zeitverlust, und kaltherzigem Umgange verdränge; und ob Er das Gefühl von dem was wir im Stillen selbst sind und vermögen, nicht für edler halte, als das Vergnügen das uns etwa ein gnädiges Kopfnicken giebt?

Er wird euch antworten: Wenn in der feyerlichen Stunde der Einsamkeit das Selbstgefühl in euch rege wird; wenn das Blendwerk dessen, was euch doch immer fremde bleibt, was nur auf eine kurze Zeit mit euch verbunden ist, vor euren Augen verschwindet; wenn euer Geist gleichsam in die Tiefen seines Wesens hinabblicket; welche Fähigkeiten, welche Kräfte, welche Anlagen zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit, wird er nicht in sich selbst entdecken! Wie lebhaft empfindet er es dann, sein gegenwärtiger Zustand sey nicht die vollkommenste Art, nicht das letzte Ziel seines Daseyns; er sey und werde hier nicht alles, was er seyn und werden kann;

in

in ihm wohne eine stets rege, immer mehr umfassende und immer weiter wirkende Kraft, die ihre engen Schranken zu durchbrechen strebe; und diese werde in andern Umständen, in andern Verbindungen, mit der sichtbaren und mit der Geisterwelt auch ganz andere Wirkungen hervorbringen, und ihm den Genuß ganz anderer Freuden und Seligkeiten gewähren.

Der Wolluststeufel und der Müssiggangsteufel wären nie in jene heiligen Faullenzer in Egypten und im Orient gefahren, hätten sie, anstatt ihre Tage in frommer Trägheit durchzugähnen, in ihren Wildnissen ihren Geist durch nützliche Thätigkeit gehoben. Das Grosse, das sie sich vornahmen, unterblieb, weil nichts ihre Seelen bey dürrer Arbeit angenehm bewegte. Hätten die Mönche den Menschen studirt, anstatt ihn in lässiger und wollüstiger Einsamkeit für unbedeutende Meinungen zu hassen und zu verdammen, so wäre die Verfolgungswuth nie in ihr Hirn aus der Hölle gefahren, und die Dummheit hätte nie ihren Thron gehabt auf ihren Altären.

Mönchische Begriffe von Einsamkeit und Klosterruhe wären Unsinn für Menschen, die nach ernsthafter Vorbereitung in der Stille, und emsigem Umgange mit sich selbst, vermögend sind etwas Gutes und Grosses in der Welt zu wirken. Fürsten können nicht wie Mönche leben; man macht nicht mehr Minister aus Klosterleuten und Generale aus Pfaffen. Petrarcha sagte darum vortreflich: ich will nicht daß die Einsamkeit müssig sey, oder die Musse träge und nutzenlos. Einsamkeit muß Nutzen bringen für viele. Traurig und unglücklich wird unfehlbar ein müssiger, träger, und von der Welt abgerissener Mensch. Er kann nichts Gutes ausüben, keiner edlen Wissenschaft sich ergeben, keinen Blick auf einen grossen Mann aushalten.

Aber geistige Vergnügungen könnte er sich verschaffen, und das kann jeder wenn er will. Nur auf Vergnügungen die man sich durch Geld erwirbt und an denen der Verstand keinen Antheil hat, die blos auf die Vertreibung der Langenweile oder auf die Betäubung der Sinne abzielen, auf alle Vergnügungen ohne Geist und

Tu-

Tugend, hat die vornehme Welt ein ausschliessendes Recht. Aber dieses Recht hat sie nicht auf Vergnügungen die sich unser Geist selbst schaffet, die mehr Früchte seiner eigenen Wirksamkeit, Früchte seines Nachdenkens, seiner Ueberlegung und Untersuchungen sind, und die sich also mehr auf unsichtbare als auf sichtbare Dinge beziehen, auf Erkenntniß und Anschauung der Wahrheit, und Gefühl unserer eigenen, innern, immer zunehmenden Vollkommenheit.

Ein Geistlicher aus der Schweitz hat auf einer Kanzel in Deutschland gesagt: ein geistiges Vergnügen, also ein Vergnügen das jedem Menschen von jedem Stande zukommt, quille immer aus dem andern, und selbst dasjenige welches wir am öftersten genossen haben, verliere dadurch nichts von seinem Werth, werde nie unschmackhaft, gewinne immer neuen Reitz und neue Süssigkeit, zeige sich immer von neuen Seiten und in neuen Verbindungen. Der Stof dieser Vergnügungen sey so unermeßlich als das Reich der Wahrheit, so unbegrenzt als die Welt, so unendlich als die göttliche Vollommenheit.

Geistige Vergnügungen seyen auch deswegen weit dauerhafter als alle andere. Sie verschwinden nicht mit dem Lichte des Tages, vergehen nicht mit der äussern Gestalt der Dinge, verwesen nicht mit unserm Körper im Grabe. Sie bleiben uns, so lange wir selbst bleiben. Sie begleiten uns durch alle noch so grosse Abwechslungen und Umkehrungen unsers gegenwärtigen und unsers zukünftigen Zustandes. Sie ersetzen uns in der Finsterniß der Nacht und unserer Schicksale den Mangel der ganzen sichtbaren Welt, und den Mangel aller Gesellschaft.

Erhabene Männer behielten darum mitten in der grossen Welt, und auf hoher Heldenbahn, Geschmack an geistigen Vergnügungen. Sie blieben in den größten Geschäften, aller Unterbrechungen ungeachtet, den Musen getreu, und lasen die Schriften grosser Geister. Es schien ihnen nicht, daß ein vornehmer Herr nichts zu lesen und nichts zu wissen nöthig habe. Sie schämten sich sogar nicht, zuweilen selbst Schriftsteller zu werden. Als König Philipp von Ma-

cedo-

cedonien zu Corinth den jüngern Dionysius zum Essen hatte, verlachte zwar jener den Vater von diesem, weil er zugleich Fürst und Schriftsteller, und vollends Verfasser von Oden und Trauerspielen war. Wo mag wol dein Vater, sagte König Philipp, Musse gefunden haben solches Zeug zu schreiben? In den Stunden, erwiederte der jüngere Dionysius dem König, da du und ich saufen, und uns lustig machen.

Alexander las überaus gerne. Als er die Welt mit Siegen, Blut, und Tod erfüllte, Könige gefangen nahm wie Vieh, über rauchende Städte, verheerte Provinzen, und zertrümmerte Throne, immer fortgetrieben ward, nach neuen Thaten mit neuer Kraftswuth, hatte Er, in dem innern von Asien, Langeweile, und keine Bücher. Also schrieb er an den Harpalus, daß er ihm die Schriften des Philistus schicke, viele Trauerspiele des Euripides, Sophocles und Eschylus, und die Dythiramben des Talestes.

Brutus, der Rächer der Freyheit Roms, lebte bey der Armee des Pompejus jeden Augenblick, wenn er seinen Dienst nicht that, mit

seinen Büchern. Nicht nur las und schrieb er immer, wenn die Armee müssig war, sondern vollends noch am Tage vor der für die Herrschaft der Welt gelieferten Schlacht bey Pharsalus. Es war eben im höchsten Sommer, und entsetzlich heiß, und die Armee hatte sich in morastigen Gründen gelagert. Die Bedienten des Brutus, die sein Zelt trugen, kamen spät an. Aeusserst ermüdet, indem er sie erwartete, badete er sich, und ließ sich gegen Mittag mit Oehl reiben. Sodann als er etwas gegessen hatte, und andere schliefen, oder sich mit dem beschäftigten was den Tag darauf geschah, schrieb Brutus, an der Sonnenhitze, und ohne Zelt, bis an den Abend, an einem Auszug aus der Geschichte des Polybius.

Niemand kannte geistige Vergnügungen besser als Cicero, der deswegen in seiner Rede für den Archias sagt: wie sollte ich mich dieser Vergnügungen schämen, da sie mich seit vielen Jahren nie gehindert, oder träge und verdrossen gemacht, andern in ihrer Noth oder zu ihrem Besten zu dienen? Wer kann mich daher tadeln

tadeln, oder wer hat Recht es mir zu verargen, daß ich eben so viele Zeit auf Lesen und Schreiben verwende, als andere auf kleinliche Geschäfte, Feste, und Schauspiele; oder grade die Zeit, die sie in Wollüsten verschleudern, oder zu Hause faullenzen, oder schmausen und spielen?

Eben dieses Geistes voll benutzte Plinius der ältere, jeden Augenblick. Beym Essen ließ er sich vorlesen, auf seinen Reisen hatte er immer ein Buch und seine Schreibtafel an der Seite. Aus allem was er las, machte er Auszüge. Er wollte durch diesen Fleiß sein Leben verdoppeln, und glaubte nicht daß er lebe indem er schlafe.

Der jüngere Plinius las wo er konnte, auf der Jagd, beym Essen, auf den Spaziergängen, in der ganzen Zeit die ihm seine Geschäfte übrig liessen. Er hatte es sich zwar zum Gesetze gemacht, jeder Pflichtarbeit den Vorzug über die Arbeit zu geben, die ihm nur Vergnügen machte. Darum empfand er aber auch ein so dringendes Verlangen nach Einsamkeit und Ruhe. Werde ich dann niemals, saz-

te er in traurigen Stunden, die Bande zerreissen können, die mich festhalten, weil sie unauflöslich sind? Nein, ich darf es nicht hoffen. Jeder Tag bringt mir neue Plagen zu den alten. Kaum ist ein Geschäft beendigt, so kommt ein neues. Die Kette meiner Arbeit wird immer länger und schwerer.

Petrarcha war immer hypochondrisch, wenn er nicht las oder schrieb, oder wenigstens in seiner Einsamkeit, an klaren Quellen, auf Bergen, Felsen, und in blumichten Thälern, auf die poetische Bilderjagd gieng. Damit er keine Zeit verliere, schrieb er auf seinen vielen Reisen, in allen Wirthshäusern. Einer von seinen Freunden, der Bischof von Cavaillon, befürchtete, die Hitze mit welcher er zu Vaucluse las und schrieb, möchte seine schon geschwächte Gesundheit gänzlich zerstören; und bat ihn darum eines Tages um den Schlüssel zu seinem Schranke. Petrarcha gab ihm denselben sogleich, weil er nicht wußte, was er damit machen wollte. Der freundschaftliche Bischof schloß darauf seine Bücher und sein Schreibzeug ein, und sagte:

Ich

Ich befehle dir daß du zehn Tage weder lesen noch schreiben sollst. Petrarcha gehorchte, indem er sich die größte Gewalt anthat. Der erste Tag schien ihm länger als ein Jahr, den zweiten hatte er Kopfweh vom Morgen bis in den Abend, den dritten empfand er am frühen Morgen einige Fieberregungen. Der Bischof, den sein Zustand rührte, gab ihm seinen Schlüssel, und mit demselben seine Gesundheit wieder.

Pitt der Vater, ich weiß es aus dem Munde seines Nefen meines Freundes, war in seiner Jugend Cornett bey einem Dragoner Regimente, und lag in einer kleinen Stadt von England in Garnison. Seinen Dienst that er mit der größten Genauigkeit. Aber die ganze übrige Zeit war er alleine, gieng zu keinem Menschen, und sah keinen Menschen, und las beständig die größten Schriftsteller der Griechen und Römer. Auch sogar sein diätetisches Verhalten war ganz ausserordentlich mässig, weil er dadurch ein anererbtes Podagra bezwingen wollte, das ihn sehr früh befiel. Seine Kränklichkeit machte

ihn vielleicht einsam, und gewiß legte seine jugendliche Einsamkeit den Grund zu seiner nachherigen Grösse.

Solche Männer giebts nicht mehr, wird man sagen. Mir deucht, das solle man nicht sagen, und nicht denken. Alles Grosse und Gute gedeyet zu seiner Zeit. War Pitt der Vater, kleiner als irgend ein Römer? Wird sein Sohn, der als ein Knabe im Englischen Parlamente zuerst wie Demosthenes donnerte, dann wie Pericles die Herzen lenkte, und nun, in seinem fünf und zwanzigsten Jahre, als Englands erster Minister sich ehrwürdig und furchtbar macht, in irgend einer Lage jemals kleiner denken und handeln als sein Vater? Was die Menschen einmal waren, das können sie immer seyn. Wer eben in der Zeit lebt, da in der Welt die größten Dinge Schlag auf Schlag geschehen, muß nie glauben, Er könne nichts, sobald man das größte Recht hat die größten Dinge von ihm zu erwarten. Griechenland und Rom hatten auf dem Throne, und im Felde, keinen grossen Kopf, der nicht eben itzt seines gleichen

auch

auch in Deutschland hat. Kraft zu allem ist da. Weisheit und Tugend gedeyen, sobald man das will und mag, bey Hofe wie in der größten Dunkelheit des Privatlebens, im Pallaste wie auf der Dachstube. Weise Einsamkeit ist nirgends so ehrwürdig wie in einem Pallaste. Von da läßt sich bey dem Adel wie bey dem Volke, Geist und Ungeist, Licht und Finsterniß scheiden, wenn alles dazu vorbereitet ist. Da werden im Stillen die größten Dinge gewogen. Da kann man immer ruhig, zufrieden, und glückselig leben, wenn man leise alles thut was man soll, Köpfe um sich her hat, und keine schlaffen Seelen. Aufklärung dämmert überall. An wenig Orten ist man noch um funfzig oder hundert Jahre zurück. Aber alles läßt sich nicht umschaffen. Es ist wenigstens klug, wenn mancher, der an einem Hofe die Fackel der Philosophie doch wol bisweilen auf einen Augenblick könnte leuchten lassen, da lieber nur leuchtet wie ein Johanniswürmlein.

Einsamkeit setzet am Ende über alles hinweg, alles gehe übrigens in der Welt wie es

kann und mag. Wer durch Reichthum und Wollüste, und hohen Stand nicht glücklich ist, kann im Schatten von jedem Baume, mit einem guten Buche in der Hand jede Lebensplage vergessen. Er geniesset in der Einsamkeit unaussprechlich mehr und mannigfaltigeres, immer reines, immer lebhaftes, immer von neuem aufloderndes Vergnügen. Nicht an der Hoftafel, sondern bey seinem Arbeitstische wird er voll Geistes. Da giebt ihm jede Aeusserung seiner Kräfte die angenehme Empfindung seines Daseyns, und dessen was er einst werden kann, wenn es ihm beliebt. Sind seine Absichten groß, und seine Neigungen gereinigt, so werden seine Vergnügungen in der Einsamkeit eben dadurch immer grösser; und er lernt allen Gift, den Schmeichler ihm anbieten, immer mehr fürchten, und alle leeren Lustbarkeiten immer mehr verachten.

Wer die Menschen fliehet, um sich ihre Liebe und ihren Dank zu erwerben, wer mit der Sonne aufsteht, um mit den Todten zu leben,

leben, der ist freylich nicht schon bey Tages Anbruch gestiefelt. Seine Pferde ruhen im Stall, und seine Thür ist für den Müssiggänger geschlossen. Aber weil er den Menschen und die Menschheit studirt, so behält er auch da, wo er die Sonne durch seine Fenstervorhänge abhält, und die schöne ländliche Aussicht gar nicht geniesset, die Welt doch immer im Auge. Alles was er jemals gesehen und erfahren hat, wird dann durchgesichtet. Jede in der Welt gemachte Beobachtung bestätiget ihm eine Wahrheit, oder widerleget ein Vorurtheil. Alles wird da entschleyert, seines falschen Glanzes beraubt, nach seiner Natur dargestellt. Die Wahrheit geht im Umgange immer gekleidet, hier zeigt sie sich nackt. Ach wie himmlisch wohl wird uns, wenn wir doch einmal in einer Lage sind, wo wir nicht lügen müssen.

Solche Vergnügungen der Einsamkeit vertragen sich mit jeder Pflicht für das Publicum, denn sie sind die höchste Ausübung von dem, was jeder für das Publicum vermag. Oder ist es etwa ein Verbrechen, daß man Wahrheit

ehret,

ehret, liebt, und gerne sagt? Ist es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt; und daß einem doch, ab und zu, ein wenig Freyheit besser behaget, als immer gebeugter Sinn, und unterthänige Devotion? Kommt nicht Wahrheit durch Schriftsteller unter das Volk, und vor die Augen der Grossen? Erregen gute Schriftsteller nicht Muth zum Denken? Ist Denkfreyheit nicht die Ursache von jedem Fortschritt der Vernunft? Eben darum wirft man gerne in der Einsamkeit die Ketten ab, die man in der Welt trägt. Eben darum sagt der einsame Denker, ganz ohne alles Federlesen, was er etwa im gemeinen Leben nur unterthänigst anheim giebt. Feigheit dringet in die Einsamkeit nicht. Wer Lust und Liebe dazu hat, gewöhnet sich nirgends so gut wie da, vornehmem Uebermuth in die Augen zu sehen, und dem schalen Despotismus der hohen Unvernunft den Flor vom Kleide, und die Haube vom Kopfe zu reissen.

Einsamkeit gewähret Freuden von der erhabensten Art, die nie vergehen, wenigstens so lange die Seele in einem nicht ganz verwelkten Körper wohnt. Solche Freuden geben Heiterkeit in allen Umständen des Lebens, Trost in jedem Unglück, versiegen nie, werden zu einem eben so dringenden Bedürfnisse, als dem abgenutzten Weltling seine Unthätigkeit, und sein elendes Jappen nach Vergnügen das er von einer Hausthür zur andern sucht, und nirgends mehr findet. Von solchen Freuden sagt Cicero: sie nähren die Jugend, sie vergnügen das Alter, sie erhöhen das Glück, sie sind in Widerwärtigkeiten unser Trost, und unsere Zuflucht, sie ergötzen uns zu Hause, sie belästigen uns nicht im Felde, sie verkürzen uns die Nächte, sie begleiten uns auf Reisen, und aufs Land. Die schönen Wissenschaften, sagte der jüngere Plinius, sind meine Liebe, und mein Trost; ich kenne nichts das angenehmer sey, keine Widerwärtigkeit, die sie nicht versüssen. In der Unruhe über die Unpäßlichkeit meiner Frau, über die Krankheiten meiner Bedienten, und den Tod

von

von einigen, finde ich keine Hülfe, als in meinen Studien; ob ich gleich die ganze Grösse des Uebels dabey begreife, so wird mir doch alles dadurch erträglicher.

Einsamkeit allein erhält diese Liebe für die schönen Wissenschaften, und diesen Geschmack für Philosophie, und alles was den Geist im Stillen angenehm beschäftigt. Es ist unmöglich daß sich Geschmack bey allen Herren im Amte erhalte, da viele sich dagegen oft so schnöde in die Brust werfen, und immer laut lachend sagen, da weiß ich nichts von! Geübte Denkkraft, ein beständiges Streben nach neuen Beobachtungen und Ideen, ist eine beständige Zuflucht für den, der sich durch jede Beobachtung bereichert glaubt, und dem Denken immer Früchte bringet. Als Demetrius die Stadt Megara eingenommen hatte, und nun alles von den Soldaten rein ausgeplündert ward, ließ er den Philosophen Stilpon zu sich rufen, und fragte ihn: ob er bey dieser Verwirrung nicht das Seinige verlohren habe? Nein, sagte Stilpon, denn alles was ich habe, liegt in meinem Kopfe. Will man darum den Kopf eines Denkers

kers des einzigen Glückes berauben, das er hat und verlanget, so muß man ihm die Hypochondrie wünschen; oder man muß, nach der Manier gewisser kleiner Schweitzerischer Republiken, die nur einen Kopf haben, diesen Kopf weghauen.

Einsamkeit allein zieht miskennte Menschen aus dem unbemerkten Haufen hervor. Wie mancher Mann von Geist und erhabenem Charakter, könnte Licht und Wärme um sich her verbreiten, und lebt verachtet, miskennt, und verworfen unter einer Menge von Dummköpfen und niedrigen Seelen. Man schätzet diese alle höher als ihn. Noch hat er nichts geschrieben, noch ist kein öffentlicher Beweis seiner Fähigkeiten, seines Werthes, und seiner ganzen Denkart vorhanden. Wohl ihm hingegen, den nicht gereuen darf was er schrieb, dessen Buch keine Lügen enthält, dessen ganze Seele man eben so natürlich in seinem Buche sieht, wie in einem Spiegel (*).

Rous-

(*) In einem schönen Buche, Nessir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael (Berlin und Leipzig 1782) ist dieß alles unendlich schöner und besser ausgedrücket, als ich es sagen könnte. „Wohl dem Manne, heißt es da,

„den

Rousseau schrieb und verbarg sich; hätte man nur mich gesehen, sagt er, so hätte man nie gewußt, nie sogar geargwohnt, was mit mir ist (*).

Mancher Schriftsteller, der weit unter Rousseau steht, kann dieß ohne alle Eitelkeit denken. Wer möchte alles sagen was er fühlt. Missverstehen würde man alles. Aber man kann schreiben und drucken lassen was man fühlt und denkt. So wie mancher eben darum in Ehre und Ansehen geblieben wäre, wenn er nichts hätte drucken lassen; oder vielleicht gar einen grossen Ruhm hat, weil keine Zeile gedruckt ist von

„den nicht gereuen darf, was er, mit der Feder oder mit „dem Pinsel öffentlich hinschrieb! Er geht davon; aber „in jedem Worte, in jeder Linie redet Er, so lang ein „Strich seiner Arbeit zu sehen ist, mit unzählichen Men„schen. Die wenigsten kennt Er, die meisten sind noch „ungebohren. Er sagt mehr als er selber zu sagen glaubt; „einem jeglichen etwas anderes, nachdem einer, zu der „Schrift oder zum Gemählde, Sinn, Herz und Geist „mitbringt. Jeder macht daraus was er machen kann, „und was er eben zu dieser Zeit nöthig hat.“

(*) Le parti que j'ay pris d'écrire et de me cacher, est précisement celui qui me convenoit. Moi présent on n'auroit jamais sçu ce que je valois, on ne l'auroit pas soupçonné même.

von allem was er denkt und empfindet; so rächet hingegen mancher seine Ehre eben durch das was er drucken läßt, gegen die, in deren Gegenwart er immer schweigt.

Einsamkeit ist also der Canal aus dem alles hervorgeht, was man im Umgange verheelet. Da macht man, wenn man schreiben kann und mag, seinem Herzen Luft. Wir schreiben zwar nicht immer darum, weil wir einsam sind, aber wir müssen doch einsam seyn wenn wir schreiben wollen. Das Vergnügen seine Gedanken und Gesinnungen vor ein grösseres Publicum zu bringen, als das Publicum worinn man lebt, ist der größte und beynahe der einzige Lebensgenuß für denjenigen, der da, wo er lebt, nicht sagen kann und mag was er denkt.

Schreiben und Schwatzen sind freye Künste. Schreiben muß man in der Einsamkeit; schwatzen und schnacken kann man überall in Gesellschaft. Aber es ist viel besser daß ein Schwätzer schreibt, weil alsdann niemand gegen seinen Willen nöthig hat ihn zu hören.

Schreiben kann jeder in seiner Kammer. Aber wer philosophiren oder dichten will, der muß seine volle Freyheit haben, der muß nicht jeden Augenblick seine Thür knattern, oder seine Kinder schreyen hören. Ihm muß nicht gleich, vom frühen Morgen an, das Schöpsgesicht seines Bedienten jeden Augenblick vor das Anschauen kommen; er muß nicht jeden Morgen zwanzig fahnenähnliche Billete erhalten. Man muß ihn alleine lassen. Er muß dem Triebe seines Kopfes folgen, sich hinsetzen können wo er will, wenn es ihm beliebt, und wohin ihn der Geist treibt, unter freyem Himmel oder zu Hause, dort in dem Schatten eines schönen Baumes, oder hier in seinem Lehnstuhl. Zu glücklicher Schriftstellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenschaft, Lust ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. Hat man dieß alles nicht beysammen, wird man immer unterbrochen (*), so

(*) Eine der größten Kräfte der Seele, ist die bewunderungswürdige Kraft so vieler Minister und Staatsmänner, die immer tausend Dinge zusammen verrichten, immer sich unterbrechen lassen, und dann noch immer ihren

so muß man freylich seine Seele Brach liegen lassen, bis die gute Stunde kommt, da man selbst durch alle Hindernisse herdurchbricht, und

ihren Faden da wieder aufnehmen, wo sie ihn haben fallen lassen. Alles kommt bey allen Menschen hierbey auf Gewohnheit an. Es ist äusserst wichtig, schon bey der ersten Erziehung darauf zu sehen, daß man nicht bey jeder Unterbrechung den Faden seiner Gedanken verliere. Aber auch im männlichen Alter müssen wir immer dagegen kämpfen, daß wir auch durch Kränklichkeit und Nervenunruhe uns nicht verleiten lassen, gleich aufzufahren wenn uns etwas in die Quere kommt, und den Gang unserer Gedanken unterbricht. Kränklichkeit erzeuget freylich sehr leicht diese üble Laune, aber üble Laune zerrüttet und entstellet Geist, Herz, und Charakter, auch bey Menschen die im Grunde äusserst gutmüthig sind. Besonnenheit und Gegenwart des Geistes, und ein fester und ruhiger Gedankengang in allen möglichen Fällen, sind darum an allen Menschen ehrwürdig. Nicht wenige Damen von meiner Bekanntschaft schreiben die schönsten Briefe, auf ihrem kleinen runden Knie, indeß da ihr Friseur unter beständigem Schnack, sein grosses Werk an ihnen verrichtet; oder indem sie, noch obendrein, ihr Zimmer voll Menschen haben. Cäsar, Haller, Möser, Iselin, und Lavater sind grosse Beyspiele dieser Geisteskraft. Lavater sitzt bey seinem Mittagsessen, unterhält seine Gesellschaft von allem was man will, steht auf, und schreibt, indem er in seiner Stube auf und nieder geht, ein Dutzend Briefe an seine Lieben und

alle seine Fesseln zermalmt. Gut schreibt man nie, wenn man nicht durch einen innern Ruf getrieben ist zum schreiben, wenn man nicht die glück-

Getreuen. Dann kommt Er wieder zu Tische, wo er der angenehmste, saufteste, offenste, und liebenswürdigste Gesellschafter ist. Dann steht er wieder auf, und schreibt an einer Predigt. Ganze Nachmittage und Abende hindurch, unterhält er sich mit vornehmen Damen, Fürstinnen sogar, und schreibt an ihrer Seite, unzählige Briefe von wenigen Zeilen in alle Welt, und dictirt zugleich ein Buch, seine Messiade zum Exempel. Menschen hingegen, die solche Geisteskraft nicht haben, unterbricht und zerstreuet Alles; dieß ist Schwäche, und diese Schwäche habe ich. Immerwährender grausamer Schmerz, der viele Jahre hindurch nie aufhörte, und bey dem ich alle meine Geschäfte that, immerwährende Unruhe in meinen Nerven, die noch weit mehr niederdrückend ist als aller Schmerz, und den Geist noch weit mehr zerrüttet, stürzten mich in diesen Zustand. Den äusserst seltenen Fall ausgenommen, da ich mich wohl befinde, verstimmet mich Alles. Jede Sache muß ich darum mit Ruhe thun können, oder ich thue sie entweder gar nicht, oder äusserst unvollkommen. Seitdem ich anfieng dieses Buch zu schreiben, ward ich, durch die beständigen Unterbrechungen, oft auf viele Monate so verstimmt, daß ich nicht vermögend war eine Zeile daran zu schreiben, daß ich an mein Buch gar nicht mehr denken mochte. Zu anderer Zeit, wenn ich etwas mehr Muth und Kräfte hatte, sträubte ich mich wenigstens gegen die

glücklichen Minuten abluert, in welchen der Kopf helle ist, und das Herz warm. Man muß erwecket seyn durch lebhafteres Anschauen, erhöhet durch edlere Gesinnungen, gestählt durch Nichtachtung der Hindernisse; dann wird man alles gewaltig anfassen, aber auch sorgsam seine

die zu häufigen Unterbrechungen, so viel ich es mit Ehre und gutem Gewissen konnte, und gab nur alsdann nach, wenn ich mußte. Aber daher kommt auch mein zerstückelter Vortrag, und vielleicht das meiste was in diesem Buche schlecht ist. Soll ich so gut schreiben, als ich nach meinen kleinen Kräften schreiben kann, so muß ich glauben, ich sey nun auf vier, fünf, bis sieben Stunden frey; und dann werfe ich auf einmal alles aus, was in mir ist. Weit bessere Leute als ich bin, vertrugen auch keine Unterbrechung, und waren doch wahrscheinlich weit gesunder und stärker als ich. Nachdem Kaiser Antoninus die morgenländischen Unruhen gestillet hatte, verweilte er auf einige Zeit noch in Smyrna; und als ihm daselbst jedermann aufwartete, fiel ihm ein, Er habe den Redner Aristides noch nicht gesehen. Wo bleibt Aristides, fragte der Kaiser seine Hofleute? Die Hofleute versicherten, Aristides sey noch nicht da, sonst würde man ihn leicht erblicken, und vor den Kaiser bringen können. Endlich kam Aristides. Der Kaiser fragte ihn: warum hast du so lange aufgeschoben mich zu sehen? Aristides antwortete: ich arbeite; und du weißt, daß das menschliche Gemüth die Unterbrechung seiner Gedanken ungerne erträgt.

Gedanken auslesen, und seine Worte ausbilden. Dann frägt man sich selbst nicht mehr: soll ich schreiben oder nicht? Man muß schreiben; und fiele auch Hauswesen, Familie, Liebe der Freunde, Gunst der Grossen, Alles, darüber zu Trümmern.

Petrarcha fühlte diesen innern Ruf, als er sich aus der lasterhaftesten und schmutzigsten (*) aller damaligen Städte in der Welt, der Stadt Avignon, in welche die Päpste den heiligen Stuhl,

(*) Petrarcha macht in seinem zweiten Dialog mit dem heiligen Augustinus, von der Stadt Avignon folgendes Gemählde, bey dem vielleicht für deutsche Delicatesse die Farben etwas zu dick aufgetragen sind. „Ich wohne, „sagt Er, in einer schmutzigen und geräuschvollen Stadt, „in der Abzucht und dem Pfuhle alles Schlammes von „der Welt. Alles verursachet mir hier Widerwillen und „Ekel. Allenthalben und bey jedem Schritte, stosse „ich, in diesen engen und abscheulichen Gassen, auf „stinkende Schweine, auf wütende Hunde, auf rasseln„de Wagen, auf Gespanne von vier Pferden die den „Durchgang versperren, auf Bettler von schauerichtem „Anblick, auf Fratzengesichter aus allen Ländern, auf „unverschämte und übermüthige Vornehme und Reiche „die ersoffen sind in Vergnügungen und Unzucht, und „überall auf einen unbändigen Pöbel, der sich immer in „den Haaren liegt.“

Stuhl, und die Schlüssel zum Himmelreiche verleget hatten, von dem Papste der ihm gewogen war, und von allen Cardinälen und Fürsten losriß. Als ein sehr junger Feuerkopf sonderte er sich ab von einer solchen Welt, und gieng, sechs Stunden von Avignon, in seine berühmte Einsamkeit nach Vauclüse, wo er einen einzigen Menschen zur Bedienung um sich hatte, und nichts besaß, als ein kleines Haus, und ein Gärtchen. Von der Anmuth dieses Ortes eingenommen, ließ er alle seine Bücher dahin bringen, lebte da viele Jahre, und alle seine Schriften sind da verfertigt, oder angefangen, oder entworfen. Petrarcha hat mehr in Vauclüse geschrieben, als sonst in allen übrigen Oertern seines Aufenthaltes. Aber er feilte da auch immer an seinen Schriften, und konnte sich sehr lange fast gar nicht entschliessen irgend etwas herauszugeben.

Virgil nennt die Musse, die er in Neapel genoß, unedel und dunkel. Aber er schrieb in dieser Musse seine Georgica, das vollkommenste aller seiner Werke, das in jeder Zeile verräth

Virgil habe gewußt, daß er für die Unsterblichkeit schreibe.

Jeder grosse Schriftsteller wirft diesen enthusiastischen Blick auf die Nachwelt, hat diese Ahndung der Unsterblichkeit. Der gute Schriftsteller verlanget für weniger Aufwand, auch einen geringern Lohn, und findet zuweilen was er verlanget. Beyde müssen sich von den Menschen absondern, Wälder und Schatten suchen, ganz in sich hineingehen. Also ist alles was sie thun, und alles was sie gewinnen, immer eine Wirkung der Einsamkeit. Liebe für die Einsamkeit muß ihre ganze Seele einnehmen und festhalten, wenn sie etwas hervorbringen sollen das auf die Nachwelt komme, oder das des Anblickes weiser Zeitgenossen werth sey. Alles was tiefes Gefühl auf einen Schriftsteller vermag, erhält durch Einsamkeit das Daseyn. Da überschaut und sammelt er alles, was in der Welt seine Seele drückte. Da schärft er seine Pfeile gegen verjährtes Vorurtheil, und allgemeinen Wahn. Die Fehler der Menschen begeistern den moralischen Schriftsteller, und heben ihm die Seele durch die Begier-

de

de die Menschen zu bessern, so sehr als manchen andern durch die Begierde ihnen zu gefallen. Aber das Verlangen nach Unsterblichkeit ist das Aeusserste, das sich ein grosser Schriftsteller erlauben darf. Keiner darf es, der Bacons Geist nicht hat, und der in seiner Art nicht eben so gut schreibt wie Rousseau, oder Voltaire; keiner, als solche, die für das Publicum schreiben um ihm Gesetze zu geben, und nicht um Gesetze von ihm anzunehmen. So entstehen Werke für die Nachwelt. Solche Köpfe dürfen sagen: wir fühlten uns belebet durch diesen sanften und tröstenden Gedanken, man werde auch noch von uns sprechen, wenn wir nicht mehr sind; durch dieses so wollüstige Gemurmel, das uns aus dem Munde einiger unserer Zeitgenossen hören ließ, was einst Menschen von uns sagen werden, für deren Unterricht und Glückseligkeit wir uns aufopferten, die wir hochschätzten, die wir liebten, ob sie gleich noch nicht gebohren sind. Wir fühlten wie dieser Keim des Wetteifers sich in uns entwickelte, der dem Tode unsern besten Theil beneidet, der dem Nichts die einzigen und uns allein

schmeichelnden Augenblicke unsers Daseyns entreisset.

Ruhmbegier leitet aus dem kleinen Lichtkreise einer Nachtlampe, wie vom Throne, wie durch den Ocean, wie aus dem Schlachtfeld, zu Thaten deren Andenken nicht stirbt, und nicht sich endigt bey Tode und Grab. Der Mittag des Lebens ist dann noch eben so schön als sein Morgen. Lob, das starke und erhabene Seelen schon besitzen, sagt Plutarch, wird ihre Begier danach nur mehr schärfen und erwecken; durch die Kraft des schon erworbenen Ruhmes werden sie getrieben, wie durch einen Sturm, zu allem Schönen und Grossen. Sie betrachten sich nicht als schon belohnte. Ihre vorigen Thaten waren nur für die ein Pfand, die man noch von ihnen erwartet; sie würden sich schämen ihrem Ruhme nicht getreu zu leben, und ihn nicht noch zu verherrlichen durch grössere Thaten.

Wer mit der Faust ins Gesicht alle falsche Ehre, allen dummen Beyfall, jedes schale Compli-

pliment, demjenigen erwiedern möchte der ihm das Compliment macht, fühlet doch eine gewisse Wärme im Herzen bey der Schwärmerey, mit welcher Cicero sagt: warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? Warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten Seelen fühlen diesen Zug am stärksten? Sogar die Philosophen, welche von der Verachtung des Ruhmes schreiben, setzen auf den Titel solcher Bücher ihre Namen, und bezeugen auch da wo sie die Geringschätzung eines grossen Namens predigen, sie wünschen, daß man sie nenne und lobe. Keinen andern Lohn verlanget die Tugend für alle Mühseligkeit und Gefahr. Was bliebe ihr auch übrig, wenn man ihr in diesem armseligen und kurzen Leben diesen Lohn entzöge? Hätte die Seele nicht Ahndungen der Zukunft, steckte sie ihren Gedanken keine weitere Grenzen als die engen Schranken dieses Lebens, so würde sie weder durch so schwere Arbeiten sich ermüden, noch mit so

vielen

vielen Sorgen und Nachtwachen sich quälen, noch so oft für die Erhaltung des Lebens kämpfen. Aber in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllet, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Oder wollten wir, die dem Staate dienen, die für ihn täglich in so vielen Gefahren schweben, unser ganzes Leben ohne einen einzigen ruhigen Augenblick hinbringen, und dann kleinmüthig glauben, alles sey auf einmal mit dem letzten Hauche verlohren? Viele grosse Leute waren darauf bedacht, ihre Gesichtszüge der Nachwelt in Erz und Marmor zu hinterlassen, und warum sollten wir nicht vielmehr wünschen unsern Geist und unser Herz für sie abzubilden? Ich wenigstens dachte immer bey allem was ich that, ich säe für die Zukunft, und zum ewigen Andenken bey der ganzen Welt. Nun mag ich mir auch dieses nach meinem Tode erinnern, oder nicht erinnern, so labe ich mich doch itzt an

dem

dem Gedanken und mit der Hofnung meines Nachruhms.

Solche Schwärmerey sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter wünschen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen. Ach wer so glücklich wäre diese Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleisse; wie würde er sie wegfliehen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeern? Der Geist grosser Herren wird groß, wenn sie sich gegen alles Kleine empören; wenn ihnen vor allem ekelt, was Körper und Seele entnervt; wenn sie die Prediger geiler Lüste von sich entfernen, und jeden, der Glück und Einfluß bey ihnen nur dadurch suchet, daß er sie zum Laster hinlocket, alles Grosse für ihre Augen verkleinert, und alles Gute ihnen verdächtig macht. Ringen und Verlangen seinen Ruhm durch Thaten auszubreiten, und sein Ansehn durch innere Würde und Geistesgrösse zu vermehren,

bringt

bringt Vortheile die Geburt und hoher Stand nicht geben, die man auch nie auf dem Throne erwirbt, ohne Tugend, und beständige Hinsicht auf die Zukunft.

Niemand streut so viele Samen für die Zukunft aus, wie der geistvolle Schriftsteller, der seine Mitbürger und Landsleute am meisten gegen sich aufbringt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten mit dauerhaften und bleibenden Zügen mahlt. Er schreibt nicht für sie; aber was er schreibt, kann bey ihren Kindern und Kindeskindern wirken, und macht vielleicht diese klug. Heller Unterricht, grosses Beyspiel, und verdienter Ruhm, bringen dann doch Früchte, wenn der Mann im Grabe liegt, an dessen Verdienst itzt der Zahn des Neides nagt. O Lavater, tausend und noch tausend Gecken und Schurken wird man vergessen; dich, und nicht sie, lieben und ehren, deine kleinen Schwächen übersehn, weil du wirklich ohne die nicht so groß geworden wärest, und nur auf das hinblicken was du vor andern voraus hast. Dann werden deine physiognomischen Fragmente, wie

der

der Verfasser der Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten dir prophezeyt, durch den Reichthum deiner Sprache, durch die Kühnheit mit der du Worte schaffest und umbildest, durch die nervichte Kürze deines Ausdrucks, und die treffende Charakteristik menschlicher Sitten und Schwachheiten, als eines der wenigen deutschen Originalwerke noch stehen bey jeder Nachwelt, unserm Jahrhundert zur Zierde; und dann wird Niemand mehr wissen, daß Lavater, der Schöpfer so mancher neuen Wahrheit und seiner Sprache, an Fortdauer der Wunder und an Gaßners Gauckelkünste glaubte.

Solcher Ruhm erwartet grosse Schriftsteller. Was Cicero so schwärmerisch zu hoffen schien, geschah. Den Beyfall, den Lavater ahndete bey allem Unflat mit dem man in der Schweitz und in Deutschland nach ihm warf (*), wird seine Physiognomik erhalten. Aber wäre Cicero nur

Con-

(*) Lavatern, und seine nunmehr übersetzte Physiognomik, hat man in England weit schärfer beurtheilt, und ungleich besser, gutmüthiger, und freundlicher aufgenommen, als in Deutschland.

Consul gewesen, und Lavater nur Thaumaturg, so bliebe von beyden wenig übrig in den Archiven der Zeit, die das Gemeine verschlinget, und nur für die Ewigkeit aufbewahret was der Ewigkeit werth ist.

So gewiß ein guter Schriftsteller Menschen von gemeinem verschliffenem Gepräge übertrift, so gewiß übertrift auch das Schicksal seiner Gedanken das Schicksal der Gedanken des lauten und gemeinen Haufens. Dieser verschliffene Haufen giebt zwar an jedem Orte den Ton an, und bey ihm erkundigt sich jeder schlechte Kopf was er denken und sagen soll. Aber jeder gute Gedanke ist unsterblich, und die Gedanken solcher Kerle verschwinden mit dem Tage der sie hervorbrachte.

Geschrey ohne Geist, und grosse Worte ohne Werke, erlauben daß man den elenden Halbkopf, den frostigen Spötter, und schalen Witzling frägt: warum willst du Alles deuten und auslegen was ich schreibe, da doch meine besten Züge nichts bey dir wirken, als nur einen dummen Einfall? Wer bist du? Was macht dich hier zum Archivarius der

Dumm-

Dummheit und zu unserm Geschmacksführer? Wo sind deine Schriften? Wann und wo nannte man der Nation deinen Namen? Wie viele von ihren ersten Männern hast du unter der Zahl deiner Freunde? Unter welchem entfernten Volke weiß man daß du bist? Warum predigst du dein nil admirari immer nur im Weinhause? Warum unternimmst du nur dort Schande auszugiessen über alles Edle, Grosse, und Gute, als eben darum weil du deine Kleinheit und deine Armuth fühlst, und von allem dem nichts hast? Suchst du etwa hier bey der schwachen und lauten Menge Beyfall, weil ausserhalb kein Mensch dich schätzt? Verachtest du dauerhaftes Lob, weil du nichts lobenswürdiges thun kannst: o so wird der Name bleiben den du anspeyst, und deiner wird verfaulen.

Ruhmbegier ist natürlich und erlaubt unter solchen Unköpfen. Aber nicht als Appellation an sie, sondern als Appellation an gesunden unparteyischen Menschenverstand, an unbekannte gute Seelen, für die allein man aus der unbemerkten Menge sich heraushebt, und deren

Herz gewiß einem Schriftsteller sich öfnet, wenn sie sehen wie zutraulich er wünschet in dasselbe sich zu ergiessen. Für solchen Beyfall schließt man sich ein. Sind auch diejenigen, die ihre Namen an Wände und Mauren und in Fensterscheiben schreiben, die demüthigsten Candidaten des Ruhmes in allen Zeiten und Ländern, so deucht mir doch derjenige beynahe ein eben so demüthiger Candidat, der irgend etwas für die Stadt schreibt in der er lebt. Wer keines Clubs und keines Ordens Mitglied ist, und Ruhm suchet unter den Menschen um sich her, ist ein Narr der Samen aussät auf Steinen. Etwas gutes verzeihen sie vielleicht; aber nichts kühnes, grosses, und freyes. Also muß man fein artig und bescheiden die Ohren hängen lassen vor jedermann; denn öffentlich etwas ruhmwürdiges oder in der Ferne gerühmtes thun, ist, wenn ich die Sache rund und frey heraus sagen soll, an manchem Orte eben so viel, als dem lauten Haufen um sich her stückweise die Ohren abhauen.

Hat

Hat aber ein Schriftsteller Herz und Seele, so sagt er sich, daß unparteyische und vernünftige Menschen in der Ferne ganz andere Zeichen und Merkmale eines guten Buches haben als seine Mitbürger. Jene fragen: bezieht sich das Buch auf den Menschen? Hat es eine gute moralische Absicht? Wirkt es auf Geist und Empfindung? Ist es keck und frey geschrieben? Erhebt es die Seele? Trägt es durchaus den Stempel der Redlichkeit? Macht es nichts Grosses oder Gutes lächerlich? Herrscht ernsthafte Absicht, bey Witz, und Scherz, und Laune? Erhellet es unsere Blicke in das Gebiet der Wahrheit? Veranlasset es edle Gesinnungen und gute Entschlüsse: o so bedürfen wir keines andern Maasstabs für unsere Empfindung, und unser Urtheil; das Buch ist gut, und sein Verfasser ein Meister.

Im gewöhnlichen Weltumgange, in diesem Umgange der Schmeicheley und Falschheit, bey welchem man betrügt und betrogen wird, bey welchem ein jeder unter einer angenommenen Gestalt erscheint, Hochachtung zu erkennen giebt

die er nicht empfindet, und Lob ertheilt um Lob zu empfangen, bückt man sich vor jedem Schurken, und nennt jede Närrinn Ihr Gnaden! Aber wer sich absondert von diesem Kreise des Betruges, verlanget keine Complimente, und giebt dem keine, der sie nicht verdient. Tausend höfliche Grimassen, womit man uns in Gesellschaft beehret, wären nichts gegen den stillen Umgang mit einem Freunde, der uns anfeuert zu edler Kühnheit, der uns unempfindlich macht gegen jede Ungerechtigkeit, der uns auf die Bahn der wahren Ehre treibt, und selbst mitgeht.

Auch alles Gezwitscher einer Assemblee, und aller gesellschaftliche Schnack, ist nichts gegen häusliche Glückseligkeit und geistvollen Umgang mit einer schönen weiblichen Seele, die alle schlafenden Kräfte unsers Geistes aufwecket; die uns mehr Feuer und Stärke giebt als wir haben; die alle Schwierigkeiten in der Ausführung unserer Entwürfe durch ihre Ermunterung und ihren Beyfall überwindet; die uns durch den Flug ihrer Ideen und durch die Erhabenheit

heit ihrer Gesinnungen begeistert; die alles was wir denken, thun, und sind, mit critischem Scharfsinn wiegt und prüfet; die alle unsere Fehltritte sieht; die uns immer mit Ernst warnt, und uns immer liebreich bestrafet; die immer durch ihre Gefühle unsern Geschmack erhöhet; die durch die liebreiche Mittheilung aller ihrer Bemerkungen und Gedanken uns immer mehr aufkläret, und durch die Ergiessung ihres Herzens in unser Herz uns immer mehr zu jeder Tugend erwärmt; die an unsern Charakter die letzte Hand legt durch den sanften Zug ihrer Liebe, und die süsseste Uebereinkunft mit ihren Gedanken und Gesinnungen.

In solchem Umgange bleibt an uns das Edle, und das Schlechte vergeht. Unsere Mitbürger sehen uns wie wir im öffentlichen Umgange seyn müssen, und nicht wie wir in der Einsamkeit sind. Im Weltumgange kehret man immer die flache Seite auswerts, und verbirgt die eckigte Schärfe, und kommt dann herrlich durch die Welt, und die Menschen finden Ge-

schmack und Vergnügen an uns (*). Wenn wir keine Bücher geschrieben hätten, so würde beynahe die ganze Stadt bey unserm Tode sagen: ach sie begraben einen guten Mann! Denn ihr seht wie in einem flachen Lande (**) alle Menschen einem flachen Menschen gut sind.

Aber ganz anders zeigen wir uns unsern Zeitgenossen als unsern Mitbürgern. Da stechen, unter dem Guten, auch unsere Fehler hervor; denn unsere Schriften zeugen oft wider uns, wenn wir ehrlich darinn sind! Und wie tröstend ist das für unsere Mitbürger, zu denen doch zuweilen unser Lob hinhallet, und die doch zuweilen

(*) Le materiel fait le prémier mérite de l'homme, schrieb mir einst ein grosser Mann, und einer meiner geliebtesten und verehrtesten Freunde in Deutschland, et pour vivre en paix, on doit se garder de faire apperçevoir l'autre partie de soi-même.

(**) Flacher ist in dieser Absicht wol kein Land in der Welt als die Schweitz. Herz und Seele hält man, zumal in aristocratischen Republiken, für gefährlich. Durch Flachheit macht man sich da (und überall) Freunde. Ueberhaupt fürchtet man viele Menschen nur deswegen, weil sie Verstand haben; und Tugenden sogar, die man bewundert, erregen doch immer eher Schrecken, als Liebe.

weilen den abscheulichen Gedanken, wie einen scharfen Knochen, hinunter würgen müssen, daß es Leute in der Welt giebt die etwas aus uns machen. Wahr ists, wir sind oft ein wunderliches Gemische von Tugend und Leidenschaft, von Erhabenheit und Schwäche; und warum sollten wir das verheelen? Aber unsere Schwachheiten gehen mit allem was menschlich an uns ist, ins Grab; sie fallen hin, mit unserm Körper, der sie erzeugte. Der edlere Theil bleibt, wenn er etwas gewirket hat; unsere Schriften sind unser Nachlaß.

Dann nagt der Neid nicht mehr an unserm Namen. Unsere Verläumder schweigen, und die Schnacksucht hat dann wieder ander Futter. Dann sprechen Menschen die uns liebten, und sich itzt wohl hüten so was sich merken zu lassen, auch vielleicht noch ein Wort. Vielleicht verzeiht uns dann auch mancher, daß wir unsern Namen erheben wollten über solche vollbürtige Namen, die stündlich alles thun, um mit ihrem Tode in ewige Vergessenheit sich zu versenken, und die ihren Zweck erhalten. Vielleicht

verzeiht man uns den eitelen Wunsch etwas zu hinterlassen, das nicht gleich mit uns sterbe, oder das doch wenigstens bey unserm Leben eine Appellation sey, von dem Urtheile unserer Mitbürger an das Urtheil der Welt. Man begreift alsdann vielleicht, warum uns die nicht niederdrückten, die uns alle Federn aus den Flügeln ausrupfen, uns die vis vivida animi ausblasen wollten, und dann immer dabey ausriefen: bey uns ist Alles gut, und nirgends ists so gut wie bey uns; und dann immer ihren Dreck vertheidigten! Man verzeiht uns dann vielleicht den beständigen Mislaut zwischen uns, und jenen witzigen Köpfen, die alle Käferleidenschaften haben, und keine grosse; die eben so gefühllos für wahren Ruhm sind, als unfähig denselben zu verdienen. Und wäre auch unser Nachlaß weggeworfen, welches gewöhnlich geschieht, so verdenkt uns dann doch niemand mehr, daß wir etwas Edleres bey unserm Leben können wollten, als das Geschmeiß dort, das nichts kann, als alles Gute beflecken. Eben weil wir ihre Achtung für Schande hielten, ermannten wir

wir uns noch in der späten Zeit, da die Rose ein Blatt nach dem andern fallen läßt, zu neuer Kraft und Heiterkeit. Mit edlem Stolze suchten wir den Namen für einige Jahre noch zu erhalten, den wir uns erworben hatten; damit wenigstens unser Andenken so lange nicht welke, so lange das Haupt nicht neige, als in uns die Glut noch lodert, die unsere Jugend erwärmte, und die unser Alter belebet.

Unabhängig von aller dieser Schwärmerey um Ehre, bleibt in der Einsamkeit dem Schriftsteller ein Vergnügen, das niemand fähig ist ihm zu rauben, und das mehr werth ist, als alle Ehre der Welt. Er beschäftigt sich doch nicht allein mit dem was seine Arbeit wirken wird, denn er muß auch seine Arbeit thun, und wie manche Freude erheitert ihm dabey seine Tage. Welches Vergnügen quillt schon beym Schreiben, aus anhaltender Aufmerksamkeit, und dem zuweilen damit verknüpften stillen Enthusiasmus. Wie vieler Unmuth wird dadurch verdrängt, wie viele Schmerzen werden dabey vergessen. Ach eine einzige Stunde der

Ruhe, gäbe ich nicht um alle Aussichten in die Ewigkeit des Cicero. Ruhe mitten unter beständigem Schmerz, ist ein Genuß der die Seele mit Recht an den gegenwärtigen Augenblick heftet, aber der sie dann auch zu allem Guten fähig macht, und erhebet. Das innige Vergnügen doch wenigstens noch etwas hervorgebracht zu haben, da man fest glaubte, man könne gar nichts mehr hervorbringen, kennet zwar der Gesunde nicht, denn Er hat Zuversicht in seine Kräfte. Aber für jeden kranken Schriftsteller ist jede überwundene Schwierigkeit in Anordnung und Vortrag, jede gelungene Wendung, jede wohlgestellte Periode, jedes glückliche Wort, und am meisten das trostreiche Zurücksehen auf vollbrachte Arbeit, ein Hülfsmittel zur Heiterkeit des Geistes, ein Gegengift der Melankolie, und ein wahrer Vortheil der Einsamkeit. Unendlich grösser und wesentlicher sind diese Vortheile, als alle Träume, Ahndungen, Visionen, von Ehre und Nachruhm. Und wer entsagt, bey solchem Genusse, nicht gerne jener Schwärmerey, gegen die unsere Vernunft

doch

doch so viele mächtige Einwürfe hat, und die mir eigentlich nur für so lange befriedigend deucht, als man nicht recht bey sich selbst ist.

Sich selbst alles seyn, ohne alle äussere und fremde Hülfe von Menschen; Stunden, die sonst Traurigkeit, Unmuth, und Schmerz, aus unserm Leben wegrissen, vielleicht in nicht ganz unnützer Arbeit hinbringen: dieß ist der größte Vortheil den Schriftstellerey hat und giebt, und mich befriedigt dieser allein und ganz. Wer freuet sich nicht im Stillen, wenn er sieht was er in einem einzigen Abend thun kann, indeß da zweyhundert Kutschen durch seine Gasse rollen, und alle Wände seines Hauses von der allgemeinen Visitenwuth zittern.

Träume nun jeder von Aussichten in dichterische Zukunft und idealische Unsterblichkeit, was er will, wenn der Traum ihn glücklich macht. Diese Träume der Imagination gehören zu den Vortheilen der Einsamkeit. Ich läugne auch ihren Nutzen nicht ganz; denn grosse, gute, und schlechte Schriftsteller machen dabey ihr Glück: die grossen, weil ihr Name

bleibt;

bleibt; die guten, weil er etwa noch einige Zeit blühet; und die schlechten, weil man sie vergißt. Aber alle diese Gedanken und Gefühle, Träume und Vernunftschlüsse, leiten indessen zu einem Zwecke; sie erweisen, durch welche Kräfte alles Grosse in der Einsamkeit vorbereitet wird, und wie leicht man sich den Staub der Welt da aus den Augen reibt.

Die Eigenheiten einiger Schriftsteller sind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einsamkeit. In langer Entfernung von dem gesellschaftlichen Umgange wird man immer weniger biegsam, und weniger geschmeidig. Aber wer auch diese Welteigenschaften behält, ärgert sich doch, daß er immer in Gesellschaft sich ganz anders zeigen muß, als er ist; und ergreift dann aus lauter Unmuth die Feder, wäre es auch nur, um doch einmal sein Herz auszuleeren (*).

Das

(*) Dieses Bedürfniß ist zumal in Italien besonders groß, wo es, auch ausserhalb der Klöster, viele Einsame giebt, die ihr Leben in philosophischer Ruhe zubringen, und dann ziemlich unbefangen über alles ihre Meinung eröffnen,

Das soll der Schriftsteller nicht, sagt unsere Welt, weil die ganz allein in der Einsamkeit entstandene moderne deutsche Manier dem Leser Gesellschaft zu machen, bey manchem Schriftsteller doch weit mehr üble Lebensart verräth, als zum Vergnügen oder zum Unterricht beyträgt. Indeß liegt auch in dieser Manier etwas Gutes. Unsere Litteratur erwirbt dadurch immer mehr Freyheit, sie entfernet sich immer mehr von ihrer sklavischen kriechenden Denkart, sie nähert sich

nen, was sie etwa in der Welt frapirt. Herr Jagemann sagt in seinen Briefen über Italien (Weimar 1778): „Es giebt Edelleute in Florenz, die seit der Erlöschung „des Medicäischen Geschlechts nie aus dem Hause gekommen sind, daher dann auch wenige Menschen die besten „Köpfe Italiens kennen. Sie opfern in der Stille den „Musen, und sammeln sich durch ein lang fortgesetztes „Lesen und Nachdenken so grosse Kenntnisse, daß es ein „wahres Glück ist, wenn die Fürsten von ungefehr solche „Männer kennen lernen, und sie aus ihrem einsamen „Hinterhalt in ihre Dienste ziehen können. Daher entstehet auch der fast allgemeine Hang der Italiäner zur „Satyre. Menschen, die mit ihres gleichen unzufrieden „sind, und in stiller Einsamkeit sich mit Meditiren beschäftigen, werden durch ihre hypochondrische Laune „angetrieben, anderer Leute Thun und Lassen durch die „Hechel zu ziehen. Daher sind auch fast alle Satyren „der Italiäner mit bitterm Salze gewürzet."

sich immer mehr den Bedürfnissen der Zeit. Ist die deutsche Nation in Allem noch nicht, was die größten Deutschen wünschen daß sie sey, so kann sie es werden, wenn man doch wenigstens ausserhalb des Umganges verjährten Vorurtheilen auf den Kopf tritt; wenn also Denkfreyheit immer mehr überhand nimmt; und wenn in jeder deutschen Provinz auch nur einige philosophische Schriftsteller ihre Beobachtungen freymüthig niederschreiben.

Seinem Leser Gesellschaft machen, ist, wie ich das Ding nehme, weiter nichts, als in Schriften rund und frey heraus, wie unter vier Augen sagen, was man im allgemeinen Umgange mit Anstand und Glück so nicht sagen kann. Deutsche Freyheit nenne ich dieß; Freyheit, die kein Republikaner besser hat, und mancher Schweitzer wahrlich nicht so gut. Diese Freyheit hat jeder Deutsche, der vor sich im Stillen unter einer weisen und milden Regierung lebt. Aber daß sie einen Theil unsers alten Adels in einigen Provinzen, und alle nicht aufgeklärten

Welt-

Weltleute, etwas unsanft in den Augen schrinnt, das ist begreiflich.

Ein Edelmann wie es scheint, ist in einer in Weimar gedruckten Abhandlung über den Styl, sehr gegen diese neudeutsche Manier; und ich hätte zur Ehre der Einsamkeit und der Freyheit, die diese Manier erzeuget haben, wol einiges mit Bescheidenheit dabey zu erinnern, so sehr ich auch über verschiedenes mit ihm einstimme. Er, möchte eine allgemein geltende Regel des Styls; und ich, Freyheit des Styls, in Büchern für Menschen von allerley Laune. Er will, daß man fremde Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, jeder sey sich selbst das beste Modell. Er will, daß man nach einem fremden Styl strebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa seinen Styl, sondern sein ganzes Buch sich selbst so ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftsteller sich in seinem Werke nicht selbst zeige; und mir scheint es eben so erlaubt, den Zustand seiner Seele öffentlich zu zergliedern, und Beobachtungen über sich selbst andern zum Besten anzustellen, als es erlaubt ist, andern

zum

zum Besten seinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will, keinen Schnitt ausser dem gewöhnlichen Leisten; und ich sage: so hohle der Teufel das ganze Handwerk! Er will, einen gewissen ehrbaren, festen, deutschen Tritt; und ich höre nicht gerne von einem andern, wie ich treten oder nicht treten soll. Er will also, immer fremden Gang; und ich, immer so viel möglich, eigenen Gang. Er sagt, wenn jeder seinen eigenen Gang hat, so ist kein allgemeiner Gang mehr; und ich sage, ein allgemeiner Gang ist ein Schafsgang. Er sagt, einige deutsche Männer von grosser Kraft, haben bestimmte Sprache, Tritt, und Schritt gehabt, und es sey nicht gegen den Wohlstand gewesen, daß sie sich fasernackt zeigten; ich habe allen gebührenden Respect für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben so weit. Er räth, die grosse Alongeparucke unserer Vorfahren, allen und jeden denen die Borsten nicht so stark gewachsen sind, die ihrem Vortrage nicht solche Farben und solches Leben geben können, ihrem

Geiste

Geiste nicht Fleisch, ihren Ideen nicht Knochen, Haut und Haar, wie jene deutschen Männer; und ich rathe, anstatt der deutschen Alongeparucke, nur eine ganz bescheidene und bequeme Schweitzermütze. Er sagt, die besondere Stimmung der Seele grade anzugeben worinn damals der Schriftsteller war als er schrieb, sey itzt eine Lustseuche; ich halte zwar vor dieser Lustseuche, und der andern, immer die Nase zu, und kanns indessen doch auch nie ganz verbergen, wie mir ist, indem ich mich mit meinen Lesern unterhalte. Er scheint zu wollen, man müsse nie thun als wenn man alleine wäre, indem man ein Buch schreibt; und ich schreibe aus keiner andern Ursache ein Buch, als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal ein Wort alleine zu reden. Er frägt den deutschen Adel, der sich bekanntlich mit den feinsten Ideen aus andern Sprachen nährt, ob er im Stande sey manch deutsches Buch nach der modernsten Art und Künst zu verstehen; ich bin zwar kein Edelmann, und nähre mich mit allerley Kost, aber besagte deutsche Schöngeisterey verstehe ich

freylich auch eben so wenig, als warum es im Eismond fast immer regnet, und warum im Wonnemond so oft beynahe die Pest regiert. Zu meinem grossen Vergnügen begreift dieser gnädige Herr dann doch endlich, daß es Fälle giebt, in welchen ein Buch buntscheckigt (*) seyn darf; und für dieses Wort gebe ich ihm auch nun wieder eben so freundlich die Hand, als wenn wir beyde von einer Familie wären.

Ueberhaupt enthält diese körnichte Abhandlung über den Styl, viel wahre und ganz vortreflich

(*) Mich wundert, zum Exempel, ob Rousseaus Confessions wol so allgemein wären gelesen worden, wenn sie den deutschen Tritt hätten? — Diesen Tritt haben sie nun freylich nicht; daher heißt es auch in einer vortreflichen deutschen Recension dieses Buches: „Rousseau überlasse sich hier zwangloser, vertraulicher, als „in irgend einer seiner andern Schriften, den Begeisterungen, Sprüngen, Abfällen, und allen Launen seiner Imagination und seines Charakters. Immer ganz, „bis zur äussersten Empfindung, bis zur äussersten Vergessenheit alles des Vorhergegangenen und Nachfolgenden, von der gegenwärtigen Vorstellung ergriffen, „zeige er sich abwechselnd so gutmüthig, so muthwillig, „so klein, so groß, so glücklich, so unglücklich in der „Art, wie die Dinge auf ihn wirken, daß man kaum „glaube denselben Mann vor sich zu haben.“

treflich in die Zeit passende Critik; und am Ende derselben zumal, ist viel tiefer Sinn, und äusserst richtiges Gefühl. Das einzige was mich dabey wurmte, war eigentlich weiter nichts als das: Ob mir zwar alle oft so erschrecklich am unrechten Orte angebrachten Launen, Ausschweifungen, und Bocksprünge unserer schönen Geister, völlig eben so unangenehm sind als diesem Edelmann, so deucht mir doch, durch diese freye und allerdings blos in der Einsamkeit recht zur Reife kommende Art zu schreiben, sey schon itzt mehr Freyheit in die deutsche Welt gekommen, als lange nicht mehr darinn war; und durch diese mit Geschmack und Sittlichkeit gebrauchte Freyheit, die man in mancher deutschen Provinz am meisten von der Welt abgesonderten Schriftstellern zu danken haben wird, müsse eben so viel gemeinnützige Wahrheit in Umlauf kommen, als itzt noch alter Schnack in der Provinz ist.

Aufklärung mangelt eben deswegen noch in so mancher Gegend von Deutschland, weil da auch der Styl der Gesellschaften, auch die

Stimme des Volkes, auch die allgemeine Denkart, immer nur Einen Tritt hat. Immer sieht und höret einer auf den andern. Keiner macht um kein Haar breit, einen Schnitt auſſer dem gewöhnlichen Leisten. Weltleute, die sich mit den feinsten Ideen fremder Völker nähren, müssen da eben so gut ihre Gedanken und Gefühle verhalten, eben so gut ihre Ohren hängen lassen, als jeder andere, dem dieser Schafsgang die Galle reitzt. Wenn also unsere deutschen Schriftsteller sich in der Einsamkeit gewöhnen keck vor ihrem Publicum zu erscheinen, wenn sie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anschauen und Erfahrung kennen, wenn sie nur einmal muthig und dreist alles bey seinem rechten Namen nennen, wenn sie in ihren Schriften von allem sprechen worüber ein vernünftiger Mann sprechen darf, dann kommt allmählig Cultur unter das Volk, dann verbreitet sich Philosophie des Lebens, und dann endlich wirft jeder zum Modell seiner Denkart, den Leisten der allgemeinen Denkart weg. Aber um das zu thun, müssen unsere Schriftsteller

eine

eine ganz andere Welt kennen als ihre Universitätswelt, oder ihr Vaterstädtchen, oder nur das Haus worinn sie gehofmeistert haben. Sie müssen gebildet seyn durch Umgang mit Menschen von allen Nationen und Ständen. Sie müssen den Umgang mit Vornehmen nicht scheuen, und mit Geringen nicht fliehen; aber aus jedem Umgange sich oft zurück ziehen, oft und lange einsam leben, allen gesellschaftlichen Freuden und Verbindungen, und vorzüglich allem Anspruche auf Beyfall an dem Orte ihres Aufenthalts entsagen können, um nicht nöthig zu haben, das zu schreiben was nicht ist, oder das was ist zu verheelen.

Unzählige gute Sachen, die meisten Unterhandlungen auch im alltäglichen Leben, würden freylich scheitern, wenn sie sollten durch Gelehrte und Schriftsteller zum Gedeyen kommen. Aber Schriftsteller müssen immer zuerst die Bahn brechen, und es nie übel nehmen, wenn man sie misversteht, und wenn man auch etwa zuweilen mit Steinen, oder andern weniger edlen Materialien nach ihnen wirft.

Schweitzerische Derbheit des Geschmackes und des Styls, fanden Deutsche in allem was ich vormals geschrieben habe, und diese Derbheit war freylich eine Folge meines abgesonderten Lebens. Daß ich sogar noch itzt die Farben zu dick auftrage, daß ich noch itzt gegen meine Landsleute und Zeitgenossen meinen Pinsel in Galle tauche; und vollends deutsch sage, was eine Dame in einem Buche so wenig als im Umgange gerne vor ihr Anschauen bringen läßt: dieß erinnert in seiner Anzeige der zwey ersten Theile dieses Buches, mein Freund, der Götterbote Wieland (*). Man vertheidigte mich in dem thüringischen Zuschauer, schon vor vierzehn Jahren, lebhaft und freundlich, über nichts weniger

(*) Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher Freund, der Herr Hofrath Wieland in Weimar, denkt im Herzen nicht alles was er schreibt, auch in der einen Zeit nicht wie in der andern. Zuweilen hängt Er bekanntlich auch wol den Mantel nach dem Winde. Daß sich also dieser liebe Ehrenmann, aus Staatsklugheit in seinem Merkur ein klein wenig hämisch gegen mich und die zwey ersten Theile meines Buches über die Einsamkeit erkläret hat, verzeihe ich Ihm: denn kurz vorher hielt der Weltüberwinder Obereit seinen Einzug in Weimar! —

weniger als folgende Vorwürfe: ich sey ein mürrischer und hypochondrischer Philosoph; ich lobe Nichts; meine Urtheile über die Dinge fallen faß immer auf Unkosten derselbigen aus; nichts sey sicher vor meinem Tadel und vor meiner Juvenalischen Wuth; mein Styl sey so vollblütig; ich gefalle nicht, und sey nicht zu verdauen: die deutsche Nation sey viel zu züchtig und zu schamhaft, viel zu delicat und zärtlich, um so was lesen zu können. Kurz, die Engländer seyen unerträglich für die deutsche Delicatesse, also auch die Schweitzer.

Aber mir deucht man verwechsle dasjenige, was man von dem Styl des Umganges zu verlangen hat, mit dem Styl der Bücher. Derbheit ist allerdings eine bäurische Unmanier im Umgange, da hingegen nackte Wahrheit in Büchern, und auch ab und zu in Briefen, doch zuweilen frappirt, und wirkt. Ich bin keusch, sagte ein Dichter, aber meine Verse sind es nicht; und so könnte man auch wol höflich im Umgange seyn, und derbe in seinen Schriften. Oder

hat man dann immer nöthig zu schreiben wie man spricht, wenn man nie spricht wie man schreibt? Soll ein Schriftsteller immer, einiger gesellschaftlichen Verabredungen wegen, für Foderung der Grazien halten, was jeder Geck und jede Affe von ihm prätendirt? Ist es nicht genug, daß er im Umgange jedem zu gefallen sucht mit dem er redet, und wenn er einmal in Gesellschaft ist, ohne Ausnahme sich allem unterwirft, was da für wohlanständig gilt; daß er also immer nachgiebt, nichts ohne Noth behauptet, immer andere reden läßt, und immer thut, als wenn er allenthalben hinkäme, blos zu hören und zu lernen? Sind nicht viele schöne Geister eben darum im Umgange unausstehlich, weil sie glauben ihre Schriften seyen die äussersten Ideale von Urbanität und Eleganz? Ist es nicht besser, daß man im Umgange vergütet was man mit der Feder versiebt, als daß man seine Feder zwingt, und nie seine Zunge? Wer also im Umgange sanft und nachgebend ist, kann doch wol etwa einmal in Schriften einen Ausdruck wagen der auffällt und trift; und hie und da eine Wahrheit

heit in der Nachtkappe sagen, wenn andere im Sonntagsrocke immer lügen.

Aus unserer Conversationssprache ist jeder starke Gedanke verbannt, und nichts ist in guter Gesellschaft Sitte, als Worte die Ideen erdrosseln, und Gesinnungen die eben so erschlaffend sind wie Thee. Aber biedere Schriftstellersprache im Umgange wäre eine Cannibalensprache, und die schmeichelhafte Sprache des Umganges wäre in Büchern Fopperey. Wahrheit muß gesagt werden. Nur gewöhne man sich, im Umgange sie immer zu fühlen, und so oft als es nöthig ist zu verschweigen. Man bilde seine Manieren in der Welt, und seinen Charakter in der Einsamkeit; und so zeigt sichs bald, wo man Geschmeidigkeit erwirbt, und wo Freyheit, Festigkeit, Ausdruck, Selbstständigkeit, Würde, Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Einsamkeit giebt dem Geiste Erhebung und Stärke. Wer den Muth nicht hat, über die herrschenden Vorurtheile und Gewohnheiten wegzusehen; wer nichts so ängstlich fürchtet, als den Vorwurf der Sonderbarheit; wer sich immer

nach andern bildet und richtet, und gewöhnlich nach den schalsten Köpfen und herzlosesten Herzen: der hat auch gewiß nie den Muth einsam zu leben, wenn ihn übrigens nichts zur Einsamkeit zwingt. Man hat sehr gut gesagt, Einsamkeit sey unentbehrlich, um unsern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Festigkeit, und Stärke zu geben, so wie hingegen auch das gesellige Leben unentbehrlich sey zu ihrem Reichthum, zu ihrer Deutlichkeit, und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung.

Alle Unlauterkeit, womit Müssiggang das leere Gemüth beflecket, verschwindet bey edler Beschäftigung des Geistes. Freyheit und Ruhe geben der Seele das Gefühl ihrer selbst, und veranlassen sie, Kräfte zu versuchen, die sie vorhin nicht kannte. Der Wille wird in der Einsamkeit gestählt. Man fodert da ungleich mehr von sich selbst als in der Welt, weil man, bey solcher Musse, in solcher Freyheit und Ruhe, auch ungleich mehr kann und vermag, auf mehr umfassende Begriffe, hellere Aufschlüsse, eine grössere Mannigfaltigkeit von

Vor-

Vorstellungen und Verbindundungen verfällt. Aber eben darum muß die Ruhe des Einsamen nicht eine träge Ruhe seyn, nicht Erschlaffung, nicht Leidenschaftlosigkeit, nicht unbedeutendes Staunen am Fenster, oder beständiges auf und niedergehen in seiner Kammer, in einem zerrissenen Schlafrock, und in alten Pantoffeln. Ruhe von aussen erhebt die Seele erst alsdann zum Gefühle ihrer selbst, wenn sie recht von dem Gedanken durchdrungen ist, Einsamkeit sey für sie ein Bedürfniß. Erst alsdann zeigt ungestörte Freyheit, dem Witze, dem Scharfsinn, der Einbildungskraft, und der Vernunft, einen offenen Wirkungskreis in jedem Dorfe, in jedem abgelegenen Landhause, in jeder Stadt bey verschlossener Thür, und wenn alles leise und still ist auf den Gassen.

Ein mir sehr werther Freund hat mir erzählet, er werde nie so sehr zur Schriftstellerey gereitzet und begeistert, wie an Musterungstagen, da, um ein Bataillon exerciren zu sehen, vierzigtausend Menschen aus den Thoren gehen, reiten,

reiten, und fahren; er hat trefliche wissenschaftliche Werke geschrieben, aber Stücke voll Witz und Laune schrieb er nur an Musterungstagen. Ich selbst war in meiner Jugend, nie so gut zu ernsthaftem Denken in Kopf und Herz gestimmt, wie frühe am Sonntag, wenn alle meine Mitbürger mit ihrer Andacht beschäftigt sich zum Kirchgang frisirten und puderten, und ich dann noch, fern vom Lande herein, den einsiedlerischen Klang einer Dorfglocke hörte.

Immerwährende Unterbrechung zerstöret jede gute Wirkung der Einsamkeit. Unruhe hemmet alle Sammlung der Gedanken; daher nimmt das Amt öfterer den Verstand als es ihn giebt. Jeder muß im Amte und in der Welt das seyn was man von ihm fodert; in der Einsamkeit kann er seyn was er will, und was er ist. Wenn darum in Deutschland ein vortreflicher Philosoph, ein Mann von wahrem Genie, jeden Handwerksgebrauch im Amte nicht erfüllet, so sagt man wol zuweilen: er ist ein Narr, er kann nichts als ein Buch schreiben; oder

oder, seine Bücher sind gut, aber er ist ein Esel.

Vorurtheil und Irrthum fasset man in der Einsamkeit eben so scharf, und fest, und muthig an, wie ein Athlete seinen Gegner. Je mehr und gedrängter man forschet, desto gewisser wird man sehen, und desto stärker wird man empfinden was man gesehen hat. Wenn sich nur erst die Seele ganz in sich selbst zurückziehet, dann wird es ihr auch viel leichter ausser sich mit Nachdruck zu wirken. Ergreift ein ganz in sich selbst zurückgezogener Mann von Kopf und Herz Wahrheit, wo er sie sieht, so lächelt er auch geruhig und unbesorgt, wenn man ihn dafür verachtet, wenn Vorurtheil und Neid gegen ihn wüten, wenn seines Sieges immer gewiß der Gewaltshaufen der Dummheit auf ihn fällt, wenn alles um ihn her faselt und schreyt, sobald Er seine Hand aufmacht, und eine kleine Wahrheit sehen läßt.

Einsamkeit vermindert, wenn man will, die Zahl unserer Leidenschaften, denn sie macht aus hundert kleinen eine grosse. Man weiß aus

mei-

meinem siebenten Capitel was Einsamkeit Böses auf die Leidenschaften wirket. Aber, Gott Lob, sie wirket auch Gutes. Sie verrücket Köpfe, und setzet sie auch wieder zurecht. Alles was in uns ist, treibet sie heraus; aber sie vereinigt auch wieder Alles in Eins. Ja da fühlet und erfährt man, was Leidenschaft ist. Wie Fluten thürmen sie gegen uns sich auf, und suchen uns zu verschlingen; aber durch Philosophie werden sie zertheilet. Uebet man dann sich da in grossem Kampfe, so giebt Tugend und Verläugnung Riesenkraft, so reisset man Bäume aus ihren Wurzeln, so erweichet man Felsen. Alles ist durch Tugend und Entschlossenheit möglich, sobald man nur weiß und glaubt, daß Leidenschaft durch nichts überwunden wird, als durch Leidenschaft.

Im Umgange mit sich selbst erworbener Seelennadel ist auch stolz auf sein erprobtes Alter, stößt auch alles Unedle von sich, sondert sich auch allenthalben ab von schlechter Gesellschaft. Wenn die ganze feine Welt um ihn her, in Unzucht sich wälzet; wenn man überall höret,

Un-

Unzucht sey eines der ersten Bedürfnisse des Menschen; und es sey für jeden Jüngling der zu leben weiß, eben so nöthig, von der frühesten Jugend an, sich immer ein paar Mädchen zu halten, als es nöthig ist zu essen und zu schlafen: o so siehet doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, schwankend bey nöthigen Entschlüssen, schwindlicht bey Gefahren, und lässig, wo durch eine beständige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Grosses geschieht. In euren Hurenhäusern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Grossen, in einen apoplectischen Zustand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle spielen möchte, muß darum auf ewig allem Müssiggange entsagen. Sobald er nicht durch Unzucht alle seine Kräfte verschwendet, und sie dann durch übermässiges Essen und Trinken wieder gewinnen will, braucht er auch nicht immer wie ein Vogel in freyer Luft zu leben, und hat nicht nöthig den ganzen Tag zu reiten. Für alle Menschen ohne Ausnahme giebt es immer Etwas zu lernen;

nen; auf der höchsten Stelle in der Welt, wird man doch nie anders groß, als durch innere Grösse. Je mehr ihr also eure Geisteskräfte in der Stille zu edlem Zwecke übet, desto eher wird man an euch gewahr, daß ihr Geist habt. Wäre Unzucht auch eure größte Leidenschaft, so wird doch Unzucht durch nichts so leicht überwunden, wie durch beständigen Reitz zu schönen und edlen Thaten; durch Haß gegen Lässigkeit, Kleinheit und Tändeley; durch grosses Beginnen; durch leidenschaftliche Fortschritte in irgend einer Wissenschaft oder Kunst; also durch öftern Umgang mit sich selbst, und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.

Solcher Adelsstolz zeiget sich in der Einsamkeit mit aller seiner Hoheit und Würde. Nirgends wirket Leidenschaft fürs Grosse so frey. Mit eben der Leidenschaft, die den Alexander nach Asien trieb, kroch Diogenes in seine Tonne. Für Wahrheit verließ Heraclitus einen Thron. Wer ein Philosoph für die Welt seyn will, muß die Welt gesehen haben, aber nur nicht zu gern und zu lange. Die Welt ent-

nervt,

nervt, macht schlaff und weich. Cäsar entriß sich nach wenigen Nächten der Cleopatra, und ward Herr der Welt. Antonius nahm sie zur Buhlerinn, lag immer an ihrer Brust, und verlohr durch Weichheit die Herrschaft der Welt und sein Leben.

Einsamkeit heftet die Seele zwar auch leicht an hohe Bilder, die sich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen. Aber Zug nach grossen Gegenständen und entzündete Leidenschaft, zeigen dem Einsamen die Möglichkeit auf einer Höhe zu stehen, vor der dem Weltling schwindelt. Jener ist umgeben von allem was den Verstand erweitert, das Herz erhöhet, den Menschen über sich selbst erhebet; er fühlet daß er unsterblich ist. Dieser lebt, als wenn er gar nicht unsterblich wäre. Einsamkeit vergütet alles was der Weltling für verlohren hält, wenn er heute die Assemblee oder den Club versäumt; oder wenn er nicht allenthalben hinläuft, wohin ihn etwa durch einen gedruckten Zeddel ein Taschenspieler einladet, oder ein Luftspringer, oder ein Mann mit fremden Thieren.

Ohne die süsseste Erhebung meiner Seele, kann ich mir nie die Stelle erinnern, wo Plutarch sagt: ich lebe ganz in der Geschichte, und indem ich mich ganz allein mit diesen Lebensbeschreibungen beschäftige, erfülle ich meinen Geist mit den Bildern der größten Männer, und der besten Menschen. Wenn auch der Umgang mit Leuten, die ich nothwendig sehen muß, etwas verdorbenes, lasterhaftes, und unanständiges bey mir hervorbringt, so gebe ich mir doch Mühe es abzulegen und zu verwerfen. Meine Seele wendet sich davon weg, und frey von jeder niedrigen Leidenschaft halte ich mich fest an jenen grossen Beyspielen der Tugend, die so gut und so glücklich sind, und so ganz mit unserer Natur übereinstimmen.

Einsamkeit heftet die Seele an jene grossen Bilder, und so vergißt sie alles was auf Erden an ihr zupft. Sie steiget immer aufwerts, und sieht mit Ekel zurück auf das, was sie in der Welt fesselte um sie zu erniedrigen, und sie hemmte um sie ihrer Stärke zu berauben. Auf dieser Höhe entwickeln sich ihre Bedürfnisse und

ihre

ihre Kräfte. Jeder Mensch kann vielleicht immer noch mehr als er leistet. Es ist darum weise und schön, zu allem sich anzustrengen, wozu man sich nicht ganz untauglich fühlet. Wie manche schlafende Idee wird dadurch erwecket, wie mancher für vergessen gehaltene Eindruck von zwanzig und dreissig Jahren lebet itzt wieder auf, und thut durch unsere Feder seine Wirkung. Wir können immer mehr als wir glauben, wenn wir nur nicht aufhören uns zu üben, wenn nur immer Leidenschaft das Feuer anzündet, Imagination es erhält, und das Leben uns abgeschmackt scheint, sobald nicht alles in uns gährt (*).

Ein leidenschaftloser Zustand ist in der Einsamkeit, wie überall, der Tod der Seele. Krankheit und unnennbares Leiden setzten mich viele Jahre hindurch, bey kurzen Zwischenräumen, in diesen schrecklichen Zustand, seitdem ich nicht mehr

(*) La forçe des passions, sagt ein grosser Menschenkenner, peut seule contre-balancer en nous la forçe de la paresse et de l'inertie, nous arracher au repos et à la stupidité vers la quelle nous gravitons sans cesse, et nous douer enfin de cette continuité d'attention à la quelle est attachée la superiorité du talent.

Schweitzerluft einathme. Wenn alle Menschen um mich her, denen mein innerer Zustand unbekannt war, glaubten, nun sey ich äusserst aufgebracht, nun werde ich Schild und Lanze ergreifen, gieng ich stille auf meinen Wegen fort, und that mit Herzlichkeit, Treu und Fleiß meine wohlthätigen Geschäfte. Wenn die Raserey allgemein gegen mich war, blieb ich unempfindlich, und sprach mit keinem Menschen über den bacchantischen Lerm gegen mich auf jenen Kathedern und in unsern Schenken. Ich war krank, ich hatte ein zerbrochenes Herz, mich drückte unaussprechliches häusliches Unglück, das alle meine Gedanken fesselte, und mir jeden andern Gedanken benahm. Jahre hindurch war mein Kopf ein Stein, ich war viele Stunden im Tage ohne alle Besinnlichkeit, ich sagte mannigfaltig das Gegentheil von dem was ich sagen wollte, ich lebte fast ganz ohne alle Nahrung, ich vertrug nichts von allem was andere stärket, in Armen und Beinen war ich den ganzen Tag wie gerädert, ich glaubte niederzustürzen bey jedem Schritte, und litt alle Marter der Hölle wenn

ich

ich saß und schrieb. Alles in der Welt war mir nichts, ausser dem gheimen Gegenstande meines Kummers, den ich in meinem blutenden Herzen verschloß.

Leidenschaft entstehet nur alsdann, wenn die körperlichen Organen fähig sind, das auszuführen was sonst in dem Charakter liegt. Die Organen müssen nicht erwürgt seyn, wenn die Seele wirken soll, die doch allein durch Organen wirket. Aber wenn die Organen nicht mehr die Seele niederbeugen, dann erst ist sie in der Einsamkeit wie in der Welt wirksam und unternehmend.

Wir haben es leyder nicht immer in unserer Gewalt, einsam und nach unserm Gefallen zu leben. Aber wahr ist es doch, daß Einsamkeit in jedem Alter glücklich macht, und immer forthilft zu grossen und fruchtbaren Ideen. Wie würde jeder Jüngling in die Einsamkeit sich verlieben, wenn er fähig wäre zu fühlen und zu glauben, zu welchen grossen Gedanken und Empfindungen, zu welchen Fortschritten im Erkennen sie schon in frühen Jahren leitet. Ein

weises Alter findet in der Einsamkeit seine frölichsten Tage. Immer denket man da, alsdann grösser und besser wie in der Welt. Im Stillen sehen wir, wie die Dinge gehen sollten, im Getümmel, wie sie gehen. Aus ungestörtem Nachdenken und tiefer Meditation, kommt und entspringet doch das Größte was die Menschen hervorbringen. Durch immerwährende Aufmerksamkeit auf kleine Dinge, flattert in der Welt aller Geist weg. Etwas hinreissendes muß hingegen in der Einsamkeit seyn, da doch so mancher in der Einöde alle gemeinen Sorgen des Lebens vergaß, alles da verachten lernte was des Staubes ist, sein Haus wüste liegen ließ, seine Ländereyen dem Unkraut übergab, und den Thieren zum Raube.

Alle Achtung für kleine Dinge verlieret man überhaupt, sobald man Enthusiasmus für grosse Dinge fühlet. Zu kleinen Geschäften taugen darum schlichte Köpfe (*) unendlich viel besser.

(*) Helvetius sagt: l'homme de bon sens (ein schlichter Kopf) est un homme dans le caractere duquel la paresse domine.

besser, als derjenige der gerne in den Zaum beißt. Darum rettet nichts den Geist, den das Amt so oft tödtet, als Einsamkeit, Musse, und Freyheit. Auch den Menschenbeobachter, den Schriftsteller, rettet sonst nichts, wenn er durch alles gebeugt ist was ihn umgiebt, allgemein misverstanden, und allgemein verhöhnet. Seine Seele erkranket unter diesem allgemeinen Drucke. Sie ist schon halb todt; denn was hülfe es ihm da, etwas Ausgezeichnetes zu schreiben, wo man zum Voraus weiß, daß jeder darauf speyen wird, sobald er hört von wem es kommt? Verlangen nach Ehre stirbt, wo man keine Ehre erwartet. Aber nehmet diesen Menschenbeobachter, diesen Schriftsteller, weg aus dem Wirkungskreise der Abderitheit; gebt ihm Musse und Freyheit, Dinte und Papier, so ist er gerochen, und was er schreibt, werden Nationen lesen. Unzählige gute Köpfe bleiben

domine. Il n'est point doué de cette activité d'ame, qui dans les premiers postes fait inventer aux grands hommes de nouveaux ressorts pour mouvoir le monde, ou qui leur fait semer dans le present le germe des evenements futurs.

nur darum immer mittelmässig im Amte, weil sie verschmachten bey Geschäften, die ihnen nichts zu denken geben, und die eben deswegen jedem Tropf besser gelingen als jedem Denker.

Einsamkeit setzet alles an seinen gehörigen Platz. Da freuet man sich daß man denken darf, und so vielen Menschen um sich her dadurch misfällt, und so viele Zeit dadurch ersparet. Sehr oft ist dieses allgemeine Misfallen ein beneidenswerthes Glück. Wie erbärmlich wäre die Lage von jedem guten Kopfe, der sich gerne in stillem Nachdenken übt, wenn es einem Dutzend Alltagsköpfen täglich einfiele nach seinem Befinden zu fragen. Indem er eben, in einem Augenblicke von Ruhe, eine Idee gehaschet hätte, und nun gerne schreiben, lesen, nachdenken möchte, würde eine Kutsche nach der andern vorfahren, er müßte einen Besuch nach dem andern annehmen, und dann Alltäglichkeit saufen wie Wasser. So wären alle seine Gedanken verlohren. Nichts bliebe ihm übrig, als Gram über die vernichteten Stunden, und wahres Ersticken

sticken der Seele von Mismuth über das Vistenwesen, das blos durch den Knall seines Vorfahrens schon erschrecket, und in der That alles Gute ersticket, nur dem Unkraut Gedeyen giebt, und zu nichts taugt, als blos eine Schaar von Müssiggängern und Müssiggängerinnen ihres Wassers zu entladen.

Welcher Denker wünschet nicht, in dieser und in mancher andern Absicht, recht sehr vielen Menschen zu misfallen. Es wäre ja ein wahrer Fluch, für den der in der Stille etwas Gutes wirken könnte, wenn man ihn allgemein liebte; und folglich ihn jeder zum Essen haben wollte, und in jeder Gesellschaft gefragt würde, kommt er nicht? Aber gewöhnlich sind solche Leute nicht die, welche man am meisten hervorzieht und liebt. Nie kommt auch eine ganze Stadt gegen einen Menschen von ganz gemeinem Gepräge in Harnisch. Gesteht es nur, es steckt doch etwas Grosses in dem vornehmen Manne dort, gegen den ihr alle schreyt, gegen den jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man in allen Gesellschaften Fluch und Unter-

gang prophezeyt, dem man hundert Verbrechen aufbürdet, und dann doch bey allem Suchen und Grübeln nie kein einziges erweiset. Beneidenswerth ist das Schicksal von jedem denkenden Kopfe, den sein Publicum nicht kennt. Man läßt ihn dann doch alleine: und da es ihm so natürlich vorkommt, daß man ihn nie verstebt, so wundert er sich auch nie, daß über alle seine Handlungen und sein Leben nie anders geurtheilt wird, als schief; und daß auch seine Freunde immer, die Urtheile aller Alltagsköpfe über ihn zurechte setzen müssen, und doch nie zurechte setzen.

Bey dem grossen Haufen war dieß das Schicksal des grossen Grafen zu Schaumburg Lippe, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, des Grafen von Bückeburg. Einen allgemeiner misverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland nie gesehen; und doch verdient sein Name in der ersten Reihe grosser deutscher Namen zu stehen. Ich ward in den Jahren mit ihm bekannt, da er fast immer einsam lebte, und sich vor der Welt verschloß; aber sein

kleines

kleines Land mit grosser Weisheit regierte. Er hatte freylich etwas Auffallendes beym ersten Anblicke, und eben deswegen ward auch sein Inwendiges so sehr verkannt. Der Graf von Lacy, vormals Spanischer Gesandter in Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bey der Spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf von Bückeburg anführte; das Aeusserliche dieses Grafen habe alle Spanischen Generale, als sie ihn beym Recognosciren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: sind denn die Portugiesen von Don Quichotte commandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von grossem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen von Bückeburg in Portugall, und von der Grösse seines Geistes und seines Charakters, mit Entzückung. Es ist wahr, er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Haltung seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner ausserordentlich langen hagern Figur, und zumal

mal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes, wobey man freylich an den Don Quichotte denken konnte. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte, und Ruhe, sprachen mit den lebendigsten Zügen aus seinem ganzen Gesichte. Ich sah den Grafen nie an, und sprach nie mit ihm, ohne dabey immer zu denken, wie sanft und groß bist du! Heroische Gesinnungen, und erhabene Gedanken, giengen aus seinem Munde, so leicht und häufig, als sie aus dem Munde des größten Römers oder Griechen mögen gegangen seyn. Wunderlich (bizarre) war er allerdings, und in London gebohren. Aber vielleicht ist doch wenigen bekannt, was mir ein sehr rechtschaffener deutscher regierender Graf, ein Anverwandter des Grafen Wilhelms erzählet hat, daß er in seiner Jugend mit jedem Engländer in Allem wetteiferte. Er wettete, zum Exempel, daß er rückwerts von London nach Edinburg reiten wolle; das ist, der Kopf des Pferdes mußte nach Edinburg gerichtet seyn, und der Kopf des Grafen nach London. So ritt Er durch einige Englische

Pro-

Provinzen. Er reiste nicht etwa nur zu Fusse durch England; zum Spaaße bettelte Er sich durch verschiedene Englische Provinzen, gemeinschaftlich mit einem deutschen Fürsten. Man hatte ihm gesagt, der Strom der Donau sey unter Regensburg irgendwo so reissend, daß kein Mensch niemals da herdurch geschwommen sey; Er schwomm so weit, daß man ihn kaum noch retten konnte. Einer der größten Staatsmänner und besten philosophischen Köpfe in Hannover (*) hat mir erzählet: der Graf habe in dem Kriege, da er die Artillerie bey der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen commandirte, einst einige Hannöverische Officiere in sein Zelt zum Essen gebeten; und als die ganze Gesellschaft vergnügt und guter Dinge war, seyen einige Canonkugeln oben über das Zelt geflogen. Die Officiere sagten, die Franzosen müssen wol in der Nähe seyn? Nein, erwiederte der Graf, die Franzosen sind weit von uns weg; die Herren möch-

(*) Mein seliger Herzensfreund, der Herr geheime Justizrath Strube, geheimer Secretair bey dem Königlichen Ministerio in Hannover, während des Krieges von 1756 bis an seinen Tod im Jahre 1777.

möchten also nur fortessen. Bald kamen wieder ein paar Canonkugeln, und schlugen oben durch das Zelt. Die Officiere standen auf, und sagten, die Franzosen sind da? Nein, sagte der Graf, die Franzosen sind nicht da; meine Herren bleiben sie sitzen, und glauben sie mir auf mein Wort. Eine Canonkugel kam immer wieder nach der andern; die Officiere assen und tranken geruhig, und machten nur ganz leise ihre Spekulationen über dieses wunderliche Fest. Endlich stand der Graf auf, und sagte: meine Herren, ich habe ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann; denn ich befahl ihnen, so lange wir bey Tische sitzen, immer mit scharfgeladenen Canonen nach dem Knopfe unsers Zelts zu schiessen, und das haben sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Denkende Leser werden auch in diesen wunderlichen Zügen den Mann nicht verkennen, der sich und andere in allem üben wollte was schwer scheint. Ich stand einst mit dem Grafen neben einem Pulvermagazin, das er unter seinem Schlafzimmer in der Festung Wilhelmsstein hatte anlegen

legen lassen. Da würde ich in schwülen Sommernächten nicht gut schlafen, sagte ich; der Graf bewies mir, ich weiß nicht mehr wie, die größte Gefahr und keine Gefahr seyen Einerley. Als ich diesen ausserordentlichen Mann zum erstenmal sah, unterhielt er mich, in Gegenwart eines Englischen und eines Portugiesischen Officiers, zwey Stunden lang, über Hallers grosse Physiologie, die Er auswendig wußte. Am andern Morgen mußte ich mit ihm, in einem Kahn, nach seiner Festung Wilhelmsstein schiffen, die Er, nach Planen die er mir zeigte, in dem Steinhudersee mitten ins Wasser gebaut hat, ohne daß er einen Fußbreit Erde da fand: Er führte das Ruder. In der grossen Allee zu Pyrmont unterhielt er mich an einem Sonntage, mit einer Ruhe als wenn Er und ich alleine in der Welt wären, zwischen einigen tausend Menschen, die da paradirten, buhlten, und tanzten, zwey Stunden lang auf einem Fleck, von allen Beweisen die bisher für das Daseyn Gottes geführet worden, von dem was allen diesen Beweisen mangle, und wie es Ihn dünke, daß

man

man alle könnte übertreffen. Damit ich dieser Lection nicht entschlüpfe, hielt er mich zwey Stunden hindurch, immer bey einem Knopfe meines Rockes fest. Er zeigte mir in seiner Residenz zu Bückeburg, einen von seiner Hand geschriebenen grossen Folianten über die Kunst einen kleinen Staat gegen eine grosse Macht zu vertheidigen. Das Werk war für den König in Portugall bestimmt, und vollendet (*). Er las mir aber viele Stellen daraus vor, welche die Vertheidigung der Schweitz betreffen. Der Graf hielt die Schweitz für unüberwindlich. Er nannte mir nicht nur alle wichtigen Posten, die

(*) Einen Auszug aus diesem Werke, ließ der Graf im Jahre 1775 in Bückeburg, unter der Aufschrift Memoires pour l'art militaire defensiv, in sechs kleinen Bändchen drucken. Aber die ganze Auflage bestand leider nur in zehn Exemplaren. Alle diese Exemplare befanden sich noch vor kurzer Zeit, in einem verschlossenen Kasten, auf der Bibliothek des itztregierenden Grafen, in Bückeburg. Zwey von diesen Bändchen sind aber, wie ich höre, von unbekannter Hand gerettet, und werden übersetzt. Aber von denen im Kasten zu Bückeburg liegenden, gebundenen und ungebundenen Exemplaren sind, wie man sagt, die Plane herausgeschnitten, und weggenommen; also ist, schon dadurch, das Werk vernichtet.

die man gegen jeden Feind besetzen müßte, sondern auch alle Wege, wo kaum eine Katze durchkäme. Ich glaube nicht, daß etwas wichtigeres für mein Vaterland geschrieben ist, als dieses Werk; denn auf alle Einwürfe, die ihm ein Schweitzer hätte machen können, zeigte er mir treffende Antworten in dieser Handschrift. Mein Freund, Herr Moses Mendelssohn, dem der Graf die Vorrede zu diesem Werke in Pyrmont vorgelesen hatte, hielt sie für ein Meisterstück von Philosophie, und Styl. Der Graf schrieb Französisch beyn a so gut wie Voltaire, wenn er wollte; aber im Deutschen gekünstelt, verworren, und weitschweifig. Es gehöret sehr zu seinem Lobe, daß Er, seit seiner Rückkunft aus Portugall, viele Jahre hindurch, zwey der besten Köpfe Deutschlands immer um sich hatte, zuerst Abbt, nachher Herder. Tausend merkwürdigere Dinge von diesem wahrhaftig grossen und sonderbaren Manne könnten diejenigen erzählen, die ihn länger, und näher, und mit schärfern Augen beobachtet haben, wie ich. Ich will von tausend Eines nur hinzusetzen, zum

Theile mit Shakespears Worten: der Graf Wilhelm von Schaumburg Lippe trug keine Fesseln; man wich ihm gerne aus; er las viel; er war ein grosser Beobachter; er sah die Menschen durch und durch; er liebte kein Spiel; er lächelte selten, oder lächelte so, als wenn er euch auslachte.

So war der Charakter dieses so äusserst misverstandenen Einsamen beschaffen. Lächeln mag wol ein solcher Mann, wenn er die Menschen ansieht, die ihn auslachen. Aber wie beschämt und betroffen werden diese Menschen schweigen, wenn sie das Monument ansehen dürfen, das Ihm der grosse Mendelssohn errichtet hat; oder den Kern seiner Lebensgeschichte (*), den eine junge Meisterhand in Hannover, mit tiefem Gefühle, historischer Kunst, edlem Styl, und so wahrheitvoll und ehrlich, der unparteyischen Nachwelt übergab.

Wer verlachet ist, wie ich tausendmal den Grafen von Schaumburg Lippe, wegen seines langen

(*) Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg Lippe, von Theodor Schmaltz. Hannover 1783.

langen Gesichtes, seiner fliegenden Haare, seines grossen Hutes, und seines kleinen Degens, verlachen hörte, aber auch Held und grosser Mann ist wie Er, kann doch wol zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menschen nie anders als mit Güte. Ohne Menschenhaß und Menschenfeindschaft bewohnte Er ein stilles Landhaus mitten in einem Walde, oft ganz alleine, oder mit der Engelsseele die er sich zur Gemahlinn gewählet hatte, in die Er mir nicht verliebt schien, aber für die Er, nachdem Sie todt war, aus Liebe starb.

So lachte auch über den Themistocles der grosse Haufen in Athen. Man verspottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom Athenienstschen bon ton und bel usage verstand. Themistocles beantwortete einst dieses Gelächter etwas schneidend: ich kann die Leyer nicht stimmen, sagte Er, ich kann nicht auf dem Psalterium spielen, aber man gebe mir eine Stadt, so klein und unbekannt sie auch seyn mag, so mache ich

sie berühmt, und erwerbe ihr einen grossen Namen.

Einsamkeit und Philosophie machen also Vorstellungsarten geläufig, geben Begriffe und Gesinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht, und die dann doch durch grosse Ideen die kleinen verdrängen. Wer grosse Menschen, und grosse Gesinnungen aus Büchern kennt, nimmt leicht etwas Romantisches an, das oft grossen Stof zum Lachen giebt. Romantische Köpfe möchten zwar immer alles anders haben, als es seyn kann, und als es ist; aber will man immer das Größte und Beste, so findet man auch keinen Gefallen am Schlechten, und liebet es nie. So behaupten denn auch solche Seelen eine Art von Adel, der sich freylich in die wirkliche Welt nicht passet, aber der doch immer Adel ist, und bleibt. Jene Indianischen Philosophen kamen noch gut aus der Sache, die einmal in jedem Jahre ihre Einsamkeit verliessen, nach dem Pallaste des Königs giengen, und dann der Reihe nach ihre Meinung über die Staatsverwaltung sagten, und die Verän-

derun-

derungen und Einschränkungen, die man an den Gesetzen machen könnte; wer dreymal nacheinander falsche oder unwichtige Anmerkungen mittheilte, verlohr auf ein ander Jahr das Recht vor dem König zu sprechen. Andere romantische Philosophen hingegen wollten mehr wirken, und wirkten nichts. Plotin verlangte von dem Kaiser Galienus die Souverainität über eine kleine Stadt in Campanien, und die dazu gehörigen Ländereyen. Die Stadt sollte Platonopolis heissen. Plotin versprach da mit seinen Freunden sich einzuschliessen, und die Republik des Plato zur Wirklichkeit zu bringen. Aber es geschah damals, was auch itzt, ungleich weniger idealischen Philosophen, an manchem Hofe widerfahren würde: die Hofleute lachten über diesen Vorschlag, sagten dem Kaiser der Philosoph Plotin sey ein Narr, und das Experiment unterblieb.

Geschichte alter Grösse und alter Tugend, wirket im Stillen immer ausserordentlich auf Gemüther die Empfänglichkeit für solche Ideen und

Gesinnungen haben. Einige Funken von jenen Feuerseelen werden schon zuweilen aufgefangen, wo man es am wenigsten vermuthet. Einer kranken nervenschwachen Dame auf dem Lande rieth ich, um ihre Seele zu heben, oft mit der Griechischen und Römischen Geschichte sich zu beschäftigen. Nach drey Monaten schrieb sie mir: welchen Respect haben sie mir für das Alterthum eingeflösset; was ist das Mückenvolk aus unserer Welt, gegen jene Männer! Sonst war die Geschichte nicht meine liebste Lectüre; nun lebe ich ganz in der Geschichte. Ich will mich ganz in Griechenland und Rom hineinlesen. Das wird für mich eine unerschöpfliche Quelle von Gesundheit und Vergnügen seyn. Nie hätte ich gedacht, daß meine Bücher ein solcher Schatz für mich werden könnten; sie sind mir lieber als mein ganzer Erbtheil. In einem halben Jahre sollen sie nichts mehr hören von allen meinen Klagen; mein Plutarch ist mir schon itzt lieber als alle Siegwarte, und alles was man Empfindsames für Landdamen schreibt, die blos Seele seyn wollen, und bey denen der Satan doch alle Liebesstreiche

che eben so taktfest spielet, als der beste Musicus seine Violin.

Wie es bey dieser gelehrten Dame, in Küche und Hühnerstall ausgesehen haben mag, sagte sie mir zwar nicht. Aber sie ward gesund; und ich denke, daß sie nun wieder an ihrer Haushaltung, an ihrem Garten, und bey ihren Hühnern eben so viel Vergnügen finden wird, als vormals beym Plutarch.

Geschichte alter Grösse und alter Tugend kann lange nur im Stillen und bey wenigen wirken, und dann doch Wunder thun in der Zukunft. Ein guter Kopf denkt manches auf einsamen Spaziergängen, das verlachet und verhöhnet wird, wenn es das Licht erblicket, und doch kommt eine Zeit, da es Tausende zu Thaten hinreisset, die der Ewigkeit werth sind. Lavaters Schweitzerlieder erschienen in der Schweitz in einer lendenlahmen Epoche. Die Schweitzergesellschaft in Schintznach, die diesem Feuerkopf den Auftrag gegeben hatte diese Lieder zu dichten, war ein Dorn im Auge des Französischen Gesandten in der Schweitz, und folglich sprach

man Fluch über diese Gesellschaft aus, beynahe überall. Der grosse Haller sogar, neckte diese Gesellschaft in allen Briefen die er mir schrieb, denn sie hatte seinen Namen lange nicht unter die Namen ihrer Mitglieder aufnehmen wollen. Er hielt mich und diese ganze Gesellschaft für Feinde unserer alleinseligmachenden Landesorthodoxie, und uns alle insgesamt für Lehrjünger und Mitverschworne des in seinen Augen äusserst verruffenen Johann Jacobs Rousseau. Man sagte mir im Hotel des Französischen Gesandten in Solothurn, alles Böse in der Schweitz worüber Frankreich klage, habe seine Quelle in Schintznach (*). Der President der Bü-

(*) Es schien mir leicht dem Französischen Legationssecretair Herrn Barthez von Marmorieres, und durch diesen dem Ambassador, Herrn von Beauteville, den Ungrund dieses Argwohns zu zeigen, weil doch alle vernünftige Politik der Schweitzer blos darauf beruhet, daß sie den König in Frankreich, auf eine edle Art, beständig zum Freunde behalten, und daß sie unter sich immer in größter Eintracht leben. Aber die Vorurtheile gegen die seitdem so berühmt gewordene Schintznacher Gesellschaft waren damals so allgemein, daß niemand vermochte, irgend einen Menschen, der diese Vor-

Büchercensur in Zürich, ein Haupt der Republik, verbot in Zürich den Druck von Lavaters Schweitzerliedern, aus dem feinen Grunde: man müsse den alten Mist nicht aufwärmen! Und doch schrieb kein Dichter Griechenlands wärmer und eindringender für sein Vaterland, als Lavater für die

Vorurtheile hatte, von ihrem Ungrund zu überführen. Der Französische Ambassador hielt diese Gesellschaft für eine beständige Conspiration gegen die Eingriffe der Französischen Macht in der Schweitz. Die Häupter der aristocratischen Cantone, glaubten diese Gesellschaft verbreite republikanische Grundsätze. Die Catholiken wähnten, diese Gesellschaft denke auf nichts, als auf den Umsturz der catholischen Religion. Alle Dummköpfe schryen gegen dieselbe Zeter und Mord, weil sie sich einbildeten, alle Mitglieder der Schintznacher Gesellschaft seyen witzige Köpfe, und Gelehrte. Ein deutscher Rosenkreutzer sogar, kam einst zu mir, um die Geheimnisse der Schintznacher Gesellschaft auszuforschen, denn Er glaubte, wir seyen alle Goldmacher. Gleich bey der ersten Versammlung, im Jahre 1762, brachten der berühmte Dichter Geßner und ich, in der ganzen Gegend umher diese Gesellschaft in den allerabscheulichsten Ruf, weil wir beyde zusammen, über dem Kopfe einer Frau die eben gebähren wollte, und von der wir nichts wußten, einen Menuet tanzten. Die einzige Absicht dieser Gesellschaft war damals, wie

anitzt

Schweitz. Ich sah wie Kinder seine Schweitzerlieder mit wahrer Begeisterung sangen; ich sah die schönsten Augen bey diesen Liedern in Thränen zerfliessen; ich sah Schweitzerbauren, denen man diese Lieder sang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln schwellen; ich kenne Väter, die mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reisten, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzusingen. Die Felsen hörte ich widerhallen, so oft ich diese Lieder, nach meiner

anitzt, keine andere, als diese: man wollte einen einsamen und freyen Ort haben, wo Freunde aus verschiedenen Cantonen jedes Jahr, auf eine bestimmte Zeit, Gelegenheit hätten sich zu sehen, und da einige Tage recht vergnügt zuzubringen. Die vortrefliche Wirkung dieser beynahe jedes Jahr ansehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurnischen Städtchen Olten verlegten Versammlung, welche allerdings, nach und nach, die besten Köpfe und Herzen der Schweitz unter sich brüderlich verband, war Bekanntschaft, Liebe, und Zutrauen, unter Catholiken und Protestanten, die sonst in ihrem Leben sich nie gesehen hätten; und ein allgemeiner Enthusiasmus von Freundschaft, der in den Herzen dieser braven Nation unaussprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die steifen Zusammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld.

meiner eigenen, selbsterfundenen, herzlichen Melodie, auf den berühmten Feldern und Hügeln sang, wo die grossen Thaten unserer Ahnen geschahen; wo die Seelen der erschlagenen Helden mich umschwebten; wo sie mit ihren zackigten Keulen Deutschlands gekrönte Helme zerschmetterten; und wo deutscher Adel, so oft gepanzert und geschlossen, drohend und hämisch in Schaaren von Tausenden heranritt, und vor Hunderten floh.

Dieß ist romantisch, wird man mir sagen, und romantische Ideen fangen nirgends Feuer, als bey Menschen die ganz in der Stille und in der Absonderung leben, und vielleicht über alles anders denken, als die Welt die sie umgiebt. Aber grosse Ideen brechen doch zuweilen durch, wo sie den größten Widerstand finden; wirken in Republiken allmählig auf Tausende, und flössen ihnen Gesinnungen ein, über die in der Schweitz, zwar mancher Rathsherr brummt, aber die dann doch in Zeiten und Umständen ehrwürdig werden könnten, wo es darauf ankäme,

ein

ein kleines Land gegen eine grosse Macht zu vertheidigen.

Alles vereinigt sich in der Einsamkeit, die Seele zu heben, und den Charakter zu stärken, weil man zu grossen Gesinnungen und Entschlüssen sich da ungleich schneller und besser abhärtet, als in der Welt. Schußfrey ist der Einsame gegen alle Pfeile der Unvernunft, des Neides, und der Bosheit. Entschlossen alles zu denken und zu thun was erfordert wird, um eingeschränkten, schiefaugigten, alles in der Welt schief sehenden Köpfen nie zu gefallen, erwartet er alle Folgen dieser Ungleichheit von Gedanken und Gesinnungen, und verwundert sich über keine. Nicht unempfindlich zu seyn, gegen billige, nicht überspannte Achtung seiner Freunde, ist zwar erlaubt. Aber unsere Freunde gehen doch immer zu weit, wie unsere Feinde. Alle sind parteyisch, und darum kann auch keiner von allen über uns richten. Urtheil und Recht über unsern Werth, oder Unwerth, müssen wir von Unbekannten erwarten. An kein anderes Publicum müssen wir glauben, als an das

gros-

grosse (*). Was kann ein kleines Publicum beweisen, das nie die Sache nach der Sache beurtheilt, sondern nur nach der Person? Je grösser die Stadt ist, je mehr Freyheit in dieser Stadt herrschet, je seltener in derselben einer den andern frägt, wie soll ich urtheilen, desto mehr nähert sich schon diese Stadt, der Welt die man achtet und schätzt. Lob und Tadel können da weder ehren noch schänden, wo man lieber allgemein wollte geschmähet seyn, als allgemein gelobt. Aber ein einziges günstiges Urtheil von allgemein anerkanntem Werth, tröstet gegen alle Schmähungen von Menschen, deren Urtheile einen erwiesenen Unwerth haben, und von

(*) Qui veut sçavoir ce qu'il vaut, sagte ein grosser Mann, ne peut l'apprendre que du public, et doit, par consequent, s'exposer à son jugement. On sçait les ridicules qu'à cet egard l'on s'efforçe de donner à ceux qui pretendent en qualité d'auteurs, à l'estime de leur nation. Mais ces ridicules ne font nulle impression sur l'homme de mérite; il les regarde comme un effet de la jalousie de ces petits esprits, qui, s'imaginant que, si personne ne faisoit preuve de mérite, ils pourroient s'en croire autant qu'à qui que ce soit, ne peuvent souffrir qu'on produise de pareils titres.

von allen Kennern verworfen sind als falsche Münze. Es läßt sich doch leicht ausmachen, ob etwas Gutes an einem Menschen ist, oder nicht. Wenn darum das grosse Publicum, wenn unbefangene Männer von dem größten Gewichte an weit entlegenen Oertern dieses Gute mit der größten Unparteylichkeit anerkennen: o so gehet man ruhig und frey durch die Gassen, und wirft die armseligen Fesseln ab, die irgend eine niedrige Leidenschaft, oder Provinzialgeschmack, oder vollends Convention einer einzelen Stadt, einem Schriftsteller anlegen will. Eben darum weil er sich nicht vermietet hat für diese Stadt zu schreiben, sieht er über solchen Winkelgeschmack hinweg, auf den bessern Geschmack der Nation; und liest sich geruhig den Planeten, über die Urtheile und Critiken die er hören wird, da sein Gang mit dem einmal beliebten Schafsgang lauter Zikzak macht, und seine Töne mit ihren Tönen eine ewige Dissonanz.

Solche Gesinnungen erwirbt man nirgends als in der Einsamkeit, und am wenigsten im Umgange mit jenen tiefklugen Herren und Damen,

die

die vor jeder Beobachtung über den Menschen erschrecken, jeden charakteristischen Pinselzug fürchten, und immer sagen: ja das könnte man übel nehmen, oder da könnte gar ein Federkrieg entstehen! Herz und Seele eines einsamen Denkers sind frey von allen diesen kleinmüthigen Besorgnissen, sind weit hinweg über diese Winkelpolitik, welche jedem etwas muthigen Verfasser immer nur von Stirnen spricht, die beym Anblicke seines Buches sich runzeln werden, oder die vollends wähnt, ein weltkluger Schriftsteller müsse sich dem hochzuverehrenden Publico nie anders presentiren, als wie ein gerupftes Huhn.

Aber wenn auch Einsamkeit die Gesinnungen hebt, so glaubt man doch allgemein, sie mache den Geist unfähig zu Geschäften. Das glaube ich nicht. Denn es ist doch eben so schlimm nicht, seine Seele im Stillen mit Würde zu erheben, um sodann in der Welt desto weniger zu versinken, und seinen Geist in der Einsamkeit so zu üben, damit man dann in der Welt allenfalls auch Geist habe. Immer erhält sich die

Liebe

Liebe zur Wahrheit in der Einsamkeit besser, immer gewinnet die Tugend in derselben mehr Gewicht, ob ich gleich gestehe, daß in Geschäften nicht jede Wahrheit gesagt werden muß, daß strenge Tugend im Amte oft scheitert, und daß man für Biedersinn oft nichts nach Hause bringt als ein blaues Auge.

Tugend, und in der Einsamkeit erzeugte Einfalt der Sitten, werden indessen von grossen und guten Menschen doch allenthalben geehret. Beyde verschafften dem Philosophen Johann Andreas de Lüc, mitten im Kriege zwischen England und Frankreich, Eingang zu Versailles, und erweckten bey dem sehr rechtschaffenen Staatsminister von Vergennes das Verlangen den Genferbürgern die Köpfe durch einen Philosophen zurecht setzen zu lassen, die Er, Frankreichs erster Minister, ihnen nicht zurecht setzen konnte. De Lüc machte auf des Ministers Verlangen den Versuch. Er mislang; und man mußte den Genfern, wie man weiß, die Köpfe durch eine Armee zurecht setzen, und durch Venetianischen Zungenzwang. Diese Einfalt der

Sit-

Sitten erwarb sich der Philosoph Johann Andreas de Lüc, auf seinen geliebten Bergen; und anitzt noch, mitten unter dem unaussprechlichen Luxus von London, hat er nie verlernt jeden Mangel zu dulden, jeder Gemächlichkeit und allen Bedürfnissen unserer Welt, mit einem Hartsinn sich zu widersetzen, der seines gleichen nicht hat. Eine einzige Spur von Luxus bemerkte ich an dem Philosophen Johann Andreas de Lüc in Hannover; er kaute, wenn ihn etwas ärgerte, ein kleines Stück Zucker, und trug, auf den Nothfall, immer einen kleinen Vorrath von Zucker in der Tasche.

Einsamkeit giebt aber nicht nur den Sitten Einfalt, sondern dem Geiste wirkliche Kraft zu Geschäften. Man nähret in der Stille seinen Geist, damit er wirksam werde für die Welt, und tritt von Weltgeschäften in die Stille zurück, damit er ausruhe und wieder zu neuem Kampfe sich rüste. Pericles, Phocion, Epaminondas, erwarben in der Einsamkeit ihre ganze Grösse, erwarben da, den Styl den man nicht in Canzleyen lernt, den Styl ihres Lebens und ihrer

Thaten. Als Pericles die größten Dinge vorhatte, erschien er nie auf den Gassen, oder blos um nach seinen Geschäften zu gehen; er entsagte plötzlich jedem Gastmal, jeder öffentlichen Gesellschaft, und allen sonst gewöhnlichen Vergnügungen dieser Art; so lange Er die Republik regierte, gieng er ein einziges mal bey einem Freunde des Abends zum Essen, und blieb nicht lange. Phocion ergab sich zuerst der Philosophie, nicht in der stolzen Absicht ein Weiser zu heissen, aber damit er sich fähig mache die Geschäfte des Staats mit mehr Kraft und Entschlossenheit, gegen alle unerwartete Vorfälle zu übernehmen (*). Man war erstaunt, und einer fragte den andern, wann und in wie viel Zeit Epaminondas, der sein Leben mit Studiren zubrachte, in solcher Vollkommenheit die Kriegskunst, nicht nur habe lernen, sondern auf einmal ganz ergreifen können? Er geitzte auf seine Zeit,

(*) Eben so sagt Tacitus von dem Helvidius Priscus: Ingenium illustre altioribus studiis juvenis admodum dedit, non ut magnifico nomine otium velaret, sed quo firmior adversus fortuita rempublicam capesseret.

Zeit, widmete sich ganz den Studien, entzog sich allen öffentlichen Aemtern, und hielt für nichts an, als daß man ihn davon weglasse. Aus seiner Einsamkeit riß man ihn heraus, und stellte ihn an die Spitze der Armee.

Ein Charakter, an den ich nie anders als mit Liebe denke, der Charakter des Petrarcha, bildete sich ganz in der Einsamkeit, und machte sich da fähig zu grossen politischen Geschäften. Petrarcha war freylich zuweilen, was man oft in der Einsamkeit wird, gallsüchtig, beissend, und bitzig. Man hat ihm mit Bitterkeit, die lebhaften Sittengemählde seiner Zeit, und zumal die Schattenrisse der schändlichen Lebensart in Avignon unter der Regierung Pabst Clemens des sechsten, vorgeworfen. Aber Petrarcha war doch ein grosser Kenner des menschlichen Herzens, und er hatte eine ganz ausserordentliche Fähigkeit auch im Umgange auf die Gemüther zu wirken, und sie nach seinen Absichten zu lenken. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen zärtlichen und eleganten Dichter, der feurig liebte, und seine Geliebte vortreflich besang, sagt sein

bester Lebensbeschreiber, der Abt de Sade, weiter weiß man nichts. Man ist unbekannt mit allem was ihm die Litteratur zu verdanken hat, die Er aus der Barbarey hervorzog, in der sie so lange begraben war, da er die besten alten Schriftsteller dem Staube und dem Moder entriß, und da alle diese Schätze für uns verlohren wären, wenn Er sie nicht aufgesuchet und gute Abschriften davon verschaffet hätte. Man hat vielleicht nie gehöret, daß Er zuerst das Studium der schönen Wissenschaften in Europa wieder emporbrachte; daß Er den Geschmack reinigte; daß Er selbst, dachte und schrieb, wie ein Bürger des alten noch nicht unterjochten Roms; daß Er viele Vorurtheile zertrat, und die Fortschritte zu grösserer Vollkommenheit im Denken leicht machte; daß er bis in seinen Tod der nemliche geistvolle Petrarcha blieb, und durch sein letztes Werk immer alle vorigen übertraf. Noch weniger weiß man, daß Petrarcha ein grosser Staatsmann war, daß die größten Regenten seines Jahrhunderts ihm die kitzlichsten Unterhandlungen anvertrauten, und ihn in ihren wichtigsten

sten Angelegenheiten zu Rathe zogen; daß Er im vierzehnten Jahrhundert, einen Ruhm, ein Ansehn, einen Wirkungskreis, und einen Einfluß hatte, wie in unsern Zeiten kein einziger Gelehrter; daß drey Päbste, ein Kaiser, ein König in Frankreich, ein König von Neapel, eine Menge Cardinäle, die größten Fürsten und Herren von Italien, um seine Freundschaft sich bewarben, und seinen Umgang sich wünschten; daß sie ihn als Staatsmann, Abgesandten, und Minister, in die größten Geschäfte und Begebenheiten seiner Zeit verwickelten, daß Er ihnen dafür die größten Wahrheiten sagte; daß Einsamkeit allein ihm diese Kraft gab; daß niemand so wie Er, ihre Vortheile kannte und liebte, niemand sie mit grösserm Nachdruck pries, und Musse und Freyheit ihm zulezt immer über alles galt. Lange schien Er entnervt durch die Liebe, der er die schönsten Jahre seines Lebens geweihet hatte; aber plözlich verließ ihn der weiche und weibische Ton, in welchem Er zu den Füssen seiner Laura seufzte. Männlich und kühn redete Er nun, mit Königen, Kaisern und

Päbsten; und immer mit der Zuversicht, die hohe Talente geben, und ein grosser Ruhm. Mit einer des Demosthenes und des Cicero würdigen Beredsamkeit, ermahnte Er die Italienischen Fürsten, zum Frieden unter sich, und zur Vereinigung ihrer Kräfte gegen ihre gemeinschaftliche Feinde, die Barbaren, die ihr Vaterland zerrissen. Er ermunterte, leitete, und unterstützte den Rienzi, der von dem Himmel berufen schien, den alten Glanz der Stadt Rom wieder herzustellen. Er erweckte und trieb einen kleinmüthigen Kaiser, in Italien einzudringen, und da, als Nachfolger der Cäsare, die Zügel der Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Er beschwor die Päbste, ihren Sitz, den sie an die Ufer der Rhone verleget hatten, wieder an die Tiber zu versetzen. Eben in der Zeit da er in einer seiner Schriften gestand, er sey voll übler Laune, gepeinigt durch Liebe die er unaufhörlich zu überwinden suche, voll Haß gegen Menschen und Städte, übergab ihm Pabst Clemens der sechste, der freylich nicht wußte was in seinem Herzen vorgieng, ein schweres Geschäft an dem

Hofe

Hofe zu Neapel, und Petrarcha übernahms. Er gestand selbst, das Hofleben mache ihn ehrgeitzig, zudringlich, schnellthätig; und es sey lustig zu sehen, wie ein Einsiedler, der gewohnt war in Hölzern zu leben und in den Feldern herum zu schwärmen, itzt die prächtigen Palläste der Cardinäle durchlaufe, mit einem Haufen von Hofleuten in seinem Gefolge. Als Johann Visconti, Ertzbischof und Fürst von Mayland und Herr der ganzen Lombardey, ein Mann von unersättlichem Ehrgeitze und den größten Talenten, der ganz Italien zu verschlingen drohte, das Glück hatte den Petrarcha in seine Dienste zu ziehen, und Er eine Stelle im Rathe dieses Fürsten erhielt, und alles was sich ein Philosoph und ein Gelehrter dabey wünschen konnte, der Einsamkeit über Alles pries und schätzte, sagten sich die Freunde des Petrarcha: was? dieser stolze Republikaner, der nichts athmete als Freyheit und Unabhängigkeit; dieser ungezähmte Stier, welcher bey dem Schatten des geringsten Joches ausschlug; der nur die Fesseln der Liebe tragen wollte, ob ihm gleich auch die oft zu

schwer waren; der die schönsten Stellen am Römischen Hofe ausgeschlagen hat, weil er keine goldene Fesseln tragen wollte: der begiebt sich selbst in die Ketten des Tyrannen von Italien? Dieser Misanthrop, welcher nirgends mehr leben konnte als in ländlicher Stille, dieser grosse Prediger der Einsamkeit, der bewohnet nun das unruhige Mayland? Sie haben recht, sagte Petrarcha, der Mensch hat keinen grössern Feind als sich selber; ich habe gegen meinen Geschmack und gegen meine Denkart gehandelt, unser ganzes Leben hindurch thun wir dasjenige was wir nicht wollen, und dasjenige was wir gerne wollten, thun wir nicht. Aber Petrarcha hätte seinen Freunden sagen können: ich wollte euch nur zeigen, was man in der Welt vermag, wenn man lange genug seine Kräfte in der Einsamkeit geübet hat; und wie diese dann auch in Weltgeschäften Freyheit und Festigkeit giebt, Ausdruck und Selbstständigkeit, Würde und Adel, und durch dieses Alles Nerv zu Allem.

Abneigung gegen allen Umgang und gegen alle Stadtverbindlichkeiten, giebt Schriftstellern den so oft erprobten Muth, bey allem Unrecht das sie dulden müssen unter einem aufgebrachten Volke. Durch ihr Beyspiel gewöhnet man sich dann allmählig an das liberaliter sentire et dicere auch in Städten wo man nicht wußte, was das ist. Einsamkeit bildet schon in früher Jugend den eisernen Sinn, der einem unbefangenen Denker sein Leben in Zeiten gegen ihn erregter Volkswuth erhält, und mit dem er freundlich und ruhig jedem in die Augen sieht der ihm fluchet.

Solche Tumulte giebt es zuweilen in Städten, wo es noch nicht recht helle ist. Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerst die grosse Frage zu untersuchen: was werden die Leute dazu sagen? Ein sich selbst und seinem Gewissen überlassener Kopf, läßt hingegen die Leute sagen was sie wollen. Wahrheit und Recht auf seiner Seite, machen ihn gleichgültig für den Beyfall der Menge, die

stolz ist auf ihre Freyheit, und doch nie mit eigenen Augen sieht, nie nach eigenen Einsichten handelt, keine feste Grundsätze hat, in ihrem Verhalten keinen festen Grundsätzen folget, und immer blindlings sich unterwirft dem einmal herrschenden Volkston, der Tyranney der Mode, der Allmacht des Beyspiels. Von tausend schnöden Gesichtern hat Er keinen Verdruß. Aber unsterbliche Schande haben diese Gesichter, von ihrer zahmen Unterwürfigkeit, unter eine kalte, lendenlahme, geistlose Schöngeisterey, die ihre studentischen Gefühle und Ideen zur allgemeinen Landesorthodoxie machen will, und dann verlanget daß solchem Unsinn allgemeiner Weihrauch dampfe aus tausend Tobackspfeifen.

Muth, der gegen Vorurtheile und Volkswahn ausharret, ist darum viel gewöhnlicher bey einsam Lebenden, als bey Weltlingen und Geselligkeitsbrüdern. Wer weiß nicht, daß Weltumgang die Seele nicht stärket sondern schwächt, so wie oft wiederhohlter Genuß die sinnlichen Gefühle gegen alles Vergnügen stumpf macht,

macht, und gegen alles Unangenehme empfindlich. Ach wie oft kommen die besten Entwürfe bey aller Richtigkeit und innern Güte nicht auf, vor dem umherstehenden Unkraut, Disteln, und Dornen. Wie oft entstehet ein lächerlicher Lerm über den Erfolg eines glücklichen Zufalls, den die Idee eines Dummkopfs gebahr. Lieber kehret man darum der Welt den Rücken, läßt jeden Menschen glauben was er will, und jede Sache gehen wie sie kann, ohne sich deswegen des Rechts zu begeben im Stillen über Volkswahn zu lachen, und sich gelegentlich gegen den Krebsgang alles Guten zu empören. Stimme des Volkes ist oft Stimme des Teufels; Meinung und Wahn auf Rathhäusern, Landsgemeinden, Assembleen, und Clubs, dreht sich so schnell wie der Wind. Wer der Stimme des Teufels nicht Gehör giebt, wer keine Windfahne seyn will, hütet sich vor Menschen die herrschen wollen über unsere Meinungen. Jeder Schriftsteller, der Herz und Seele hat, entfernet sich von müssigen Splitterrichtern, die nichts herausgeben das man beurtheilen

könn-

könnte, und die sich darum erdreisten, ihrer Censur alles zu unterwerfen was herauskommt. Auch in der freyesten Republik bütet sich jeder Biedermann, vor jedem Orte, wo hundert mehr Kehle haben, als Einer; vor allen Bösewichtern, deren größter Ehrgeitz ist, daß man lache, und ihr größtes Erdenglück, daß keiner in Ansehen komme der sie verlachet.

Aus den Fensiern von allen Häusern die an Tumulten gegen Schriftsteller Theil nehmen, ergiesset sich oft ein allgemeiner Unwillen auf dessen Kopf, der sich erdreistet anders zu denken, als die Demagogen des Geschmackes seiner Vaterstadt. Giebt er eine Schrift heraus, so suchet man nicht, was er etwa Gutes darinn sage, und ob es gut gesagt sey? Man will gleich errathen und ausmachen: ob Er sich getraue, irgend etwas gegen die Stadt zu schreiben, in der er lebt? Satyren werden ihm gleich angedichtet; immer zuerst da, wo keine ist, und keine seyn kann. Sagt er, mit dem besten Zwecke, Wahrheiten für die ihm jeder gute Mensch in der Stille dankt; rügt er vielleicht auch zuweilen Einrichtungen

und

und Gebräuche, die man hinterher bessert, ohne es sich merken zu lassen, daß man nicht zuerst diesen guten Gedanken hatte: so kommt doch immer ein Satyrenriecher, erhebt wütend die Brust, und schreyt, hier ist eine Satyre, und will daß man von Obrigkeits wegen den Pasquillanten aus der Stadt jage! Alles würde man vielleicht herunterschlucken, wenn man den Menschen nur nicht vor seinen Augen hätte, der dieß alles sagt. Wer fühlet sich getroffen, und hasset nicht unsterblich, wenn er unheilbar verwundet ist? Wem ist die Kühnheit nicht unausstehlich, mit der man sagt: der Fortgang der Erleuchtung sey immer da am größten, wo man einsieht wie viel noch fehlt, und wo man nicht durch den süssen Gesang sich einschläfern läßt, Alles sey unverbesserlich, Alles, bis auf den Gassendreck, sey ausschliessend gut, schön, und unübertreflich?

So gieng es in dem hellen und lichten Tage von Paris sogar, dem Presidenten von Montesquieu. Darum sagt er in der Vertheidigung seines unsterblichen Werkes von dem Geiste der Gesetze: Nichts erstücke mehr die Lehre, als eben

diese

diese allen Dingen aufgesetzte Magisterkappe. Solche Herren wollen immer lehren, und versäumen immer das Lernen. Es ist unmöglich daß man den besten Kopf nicht kleiner mache, wenn man ihn mit einer Million unnützer Bedenklichkeiten umnebelt. Hat er die redlichsten Absichten von der Welt, so zwingt man ihn an seiner eigenen Redlichkeit zu zweifeln. Er kann nicht mehr gut schreiben, wenn man ihm unaufhörlich in die Ohren raunt, er schreibe schlecht; und wenn er, anstatt zu sagen was er denkt, nur sagen soll, was kleine Geister wollen, daß er sage (*). Sie schnüren ihm eine Kin-

(*) Zum Exempel die Herren von der Büchercensur an manchem Orte in Deutschland, und vorzüglich in der Schweitz; die schulmeisterisch ausstreichen und umändern was ihre engen Köpfe nicht fassen, ihr imprimatur nur der Dummheit geben, und anstatt zu entscheiden, wie einer der aufgeklärtesten und rechtschaffensten Philosophen Herr Hofrath Feder in Göttingen sagt, ob etwas der Religion oder dem Staat gefährliches in der Schrift stehe, was nach den Gesetzen den Druck derselben verhindere, unverschämt genug sind allerhand Veränderungen darinn zu machen, wie es ihnen nach ihrer Dogmatik, ihrer Moral, Rhetorik, und Orthographie beliebt.

Kinderhaube auf den Kopf, damit sie ihm bey jedem Worte erinnern können, Kind du fällst! Will er sprechen wie er denkt, so schreyen sie ihm zu, du sollst sprechen wie wir. Will er sich emporschwingen, so zerren sie ihn beym Ermel zurück. Hat er Geist und Leben, so rauben sie ihm beyde durch Nadelstiche. Erhebt er sich ein wenig, so nehmen sie ihren Werkschuh oder ihre Meßruthe in die Hand, werfen ihre Nasen in die Höhe, und schreyen, komm herab, wir wollen dich messen? Bricht er auf seiner Laufbahn durch, so wollen sie doch noch behaupten, er müsse auf alle Steinchen sehen die ihm Ammeissen in den Weg legen.

Montesquieu sagt: nichts widerstehe solchen Pedanten. Aber widerstand Er ihnen nicht? Ist sein Buch nicht gedruckt? Wird es nicht allgemein gelesen?

Dreyfaches Ertz vor der Brust muß freylich jeder Schriftsteller haben, der die Menschen kennt, mahlt, und trifft. Aber ohne diese Mahlerey ist auch kein solches Buch gut. Wahrheit ist gewiß in jedem gedruckten Bogen, gegen den

die

die Mitbürger des Verfassers allgemein schimpfen, schmähen, und fluchen. Warum übertreffen uns die Engländer so sehr in ihren besten Schriften über den Menschen? Warum sind wir in unserer Sittenmahlerey, Kinder gegen sie, wie gegen die Griechen und die Römer? Des Steinhagels wegen, der jedem Schriftsteller um den Kopf säuselt, sobald er nur einige Schritte in der Philosophie des Lebens zum Besten seiner Mitbürger wagt. Aber wir ehren so sehr, und mit größtem Rechte, kriegerische Tapferkeit; und warum werden wir denn doch, wie jene weibischen Sibariten durch das faltenschlagende Rosenblatt an unserer Ruhe gestöret? Warum speyen wir denn doch Schimpf und Schande auf bürgerliche Tapferkeit, auf Muth ohne Waffen, auf des Cicero domesticas fortitudines?

Weil unsere Geschmacksführer immer einen allgemeinen Aufruhr zu erregen suchen, gegen alles gesunde Denken. Weil sie keiner unknechtischen edlen Gesinnung fähig sind, da sie gewöhn-

wöhnlich in ihrer Jugend in irgend einem vornehmen Hause dienten, und noch itzt in Pulver zerfielen, wenn eine fette gnädige Dame oder ein grosser adelicher Herr sauer auf sie herabblickten. Weil sie nichts für niederträchtig halten, wodurch man sich auch nur die allerelendeste Gnade in vornehmen Häusern erwirbt. Weil sie sich deswegen zu allem gebrauchen lassen, bald als niedrige Beyfallgeber, und bald als elende Lustigmacher. Weil sie jeden verläumden, dem sie Verstand zutrauen, aus Furcht, er wachse ihnen auf ihrem Posten in vornehmen Häusern über den Kopf, zerstöre ihren Kram, und zertrete ihre Witzeleyen. Weil ihnen nichts Gutes in der Welt schätzbar und ehrwürdig ist, so lange es ihnen das letzte Vergnügen entnervter Wollüstlinge noch verschaffet, das Vergnügen zu spotten. Weil aller epidemische Fluch, aller bacchantische Unfug, aller Schnickschnack von Feinden die ein Schriftsteller allenthalben

habe, alles was die Hofnung der Fortschritte zur Vernunft, zum liberaliter sentire et dicere erschweret, von diesen lichtscheuen Tröpfen herkommt, die einzig und allein solche Tumulte erregen, für ein Mittagessen.

Aus solchen Gründen und durch solche Triebfedern, kommt manche deutsche Stadt oft gegen jeden Funken von philosophischer Freyheit in Harnisch, da man doch unter dem Scepter des Despotismus in Paris, die kühnsten Bücher über Leben und Sitten schreibt, und lobt, und ihre Verfasser liebt.

Intoleranz gegen Aufklärung und Denkfreyheit entschuldigt man billig in Deutschland, bey vornehmen Damen, die von einer dummen und schiefaugigten Französinn erzogen, erst in den Jahren anfangen deutsche Bücher zu lesen, da sie kein Weiß mehr auflegen; und also zuverlässig von allen Fortschritten der Deutschen

nichts

nichts wissen. Wie könnte solchen Damen bekannt seyn, daß die Philosophie unserer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bey unsern Vätern; daß sie herablassend und gesellig ist, daß sie Menschenverstand überall hinbringt, und auch wol überall sucht? Ueber Welt und Menschen philosophiren heissen solche Damen darum sehr oft, über Welt und Menschen Pasquillen schreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern oder in Büchern gegen ihre Meinungen sagt, macht diese sanften Seelen wüthig, und jeder Sittenmahler ist in ihren Augen ein Ungeheuer. Als diese guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter sey ein Wesen dessen Sprache kein Mensch verstehe, und vor dem also auch jede vornehme Dame die Nase zuhielt. Nun ist leider alles umgekehrt. Unsere deutschen gnädigen Damen verstehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu, ein Schriftsteller an den Puls fühlt,

oder gar in dürren Worten sagt was ihnen fehlt.

Ein deutscher Patriot wundert sich irgendwo, daß noch kein Deutscher auf den Einfall gerathen sey, Englische Wochenschriften wochenblattmässig zu übersetzen. Wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände müsse man, sagt er, das Land beneiden, wo man so schreiben darf; und so etwas lese man doch in Deutschland gerne, wenn es aus der Ferne kommt. Das mehreste von London passe noch so genau auf unsere grossen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erstaune. Aber freylich dürfe man keinem deutschen Schriftsteller rathen so bitter die Thorheiten unserer Assembleen und Höfe zu schildern.

Warum nicht? Ein deutscher Schriftsteller kann alles schildern, sobald er nicht Beförderung sucht, sobald er allem Anspruche auf den

Beyfall

Beyfall unverständiger Menschen entsagt, und also auf keine Weise von Urtheilen und Leidenschaften der Menschen abhängt. Er ist frey wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends sein Landesherr zu groß, zu menschlich, und zu erhaben denkt, um Preßfreyheit die nützlich seyn kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in seinem Lande zu dulden, oder gar jemand eines Epigramms wegen für sein Lebenlang auf eine Bergfestung zu setzen.

Deutsche waren zwar klein genug, um den Kaiser Joseph gegen Preßfreyheit zu warnen (*). Furcht gegen Freyheit durften Deutsche einem Kaiser äussern, der das Panier von Monarchenfreyheit mit seiner Hand gegen die dreyfache

(*) Kaiser Joseph hat der Feder und der Presse die Freyheit gegeben, ohne auf die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen Ihn selbst misbrauchen könnte — sagt Herr von Sonnenfels.

Krone erhebet, der Gedankenfreyheit in allen seinen Staaten fodert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. Als Herr von Sonnenfels den Hans Wurst von dem Wienerischen Theater verjagte, und sich eben um diese Zeit auch an dem Cardinal Migazzi versündigte, sagte Kaiser Joseph zu diesem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verds et avec les chapeaux rouges. Dieses Wort hielt ich, im Jahre 1771 da es mir erzählet ward, für eine Prophezeyung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirket haben im Stillen. Aber wenn alles vorbereitet ist, dann ergreift der hohe Sinn eines solchen Wortes wie elektrisches Feuer das ganze Volk, und es tritt, schneller als man glaubt und erwartet, in den ersten Rang der Völker.

Falsch ist es also, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe, daß man nur da keck

und

und kühn die Wahrheit sage, daß es nur da heisse, wer frey darf denken der denkt gut. In aristocratischen Republiken zumal, auch in weit freyern Verfassungen wo aber doch ein einziger Demagoge den Kahn regiert, hält man leider Menschenverstand nur zu oft für ein Verbrechen. Dieß macht die Seelen feigherzig, also nicht frey. In Deutschland straft, Gott Lob, fast überall die Justitz; in Republiken zuweilen Vorurtheil (*), Leidenschaft und Staatsbedürfniß (**). In der

(*) Zum Exempel, wenn man Hexen enthauptet.

(**) Es ist eine sehr schöne Anmerkung von Herrn Professor Meiners, daß in einem Freystaat, wo die Regierung gegen die Regierten den kleinsten Theil ausmacht, und keine stehenden Heere zu Geboten hat, wodurch sie sich behaupten kann, Aufrührer die den grössern und unwissenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute sind, und Versuche, Aufstände zu erregen, viel grössere und strafwürdigere Verbrechen, als in monarchischen Verfassungen. Diesem billigen Urtheile eines unserer verehrungswürdigsten Philosophen, ist Alles gleich, was Er, in dem ersten

Schweitz sagt darum der Vater, und zumal die Mutter, dem Sohne jeden Morgen und jeden Abend:

Theile seiner Briefe über die Schweitz (Berlin 1784) über das Schweitzerische Justitzwesen, über die Staatsverfassung einiger Cantone, über den Geist ihrer Regierung, über die Landessitten, über den Charakter einzeler Personen, und über alles sagt, was irgend in denen von ihm beschriebenen Theilen der Schweitz einem reisenden Philosophen, und einem herzlichen und aufgeklärten Menschenfreunde auffallen kann. Unter allem was ich jemals über die Schweitz geschriebenes gelesen habe, hat mich nichts so hingerissen, wie dieses vortrefliche Buch. Es trägt durchaus den Charakter der scharfsinnigsten Aufmerksamkeit, des umfassenden und eindringenden Geistes, der sorgfältigsten Prüfung, der vollkommensten Wahrheitsliebe, des redlichsten Wohlwollens, und der größten Entfernung von irgend einer Leidenschaft welche geneigt macht, die Dinge anders zu sagen als sie sind. Beweisen kann man nicht schöner und besser die Wichtigkeit und die Würde wahrer Philosophie, in ihrer Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens, als Herr Professor Meiners sie in diesem Buche bewiesen hat. Er verdienet wahren Dank, nicht nur bey meinen Landsleuten überhaupt, sondern auch bey denen, die über Einiges nicht seiner Meinung seyn können; und so wie ich vielleicht der erste Schweitzer bin, der Ihm öffentlich dieses geringe Opfer der aufrichtigsten und herzlichsten Ehrerbietung bringt, so bin ich auch gewiß derjenige dessen Urtheil am wenig-

Abend: du mußt dir nicht Feinde machen; und ich antwortete einst, als ein kleiner Bube, auf diese Klugheitsregel: Mutter, wißt ihr nicht, daß der ein schlechter Kerl ist, der keine Feinde hat? Wie mancher Schweitzer steht unter der Macht, und dem sehr empfindlichen Auge von mehr als hundert Fürsten; der Deutsche steht unter Einem. Eben die Menge der Herren zerdrücket manchem Schweitzer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen hebt den Deutschen. Viele Fürsten und Herren Deutschlands, die ich kenne, denken grösser, milder, freyer, und edler, als mancher mir bekannte aristokratische Regent (*). Unter dem deutschen Adel welcher

wenigsten verdächtig seyn kann, weil ich mit dem Herrn Professor Meiners keine Verbindung jemals hatte, und auch nie haben werde.

(*) Zwey Bernerlandvögte haben im Jahre 1788 über meine Schrift vom Nationalstolze folgender massen abgeurthelt. Erster Landvogt — blätterte in dem Buche, legte es weg, runzelte die Augenbraunen, und sprach:

Nous

nicht mehr alten Vorurtheilen fröhnet, findet sich so viel reiner Natursinn, als irgend in einer Republik in der Welt. Giebt es dann auch hie und da noch Unadel von sechszehn Quartieren, so stehen seinen Vorurtheilen doch in Deutschland itzt Köpfe genug im Wege, die alle Vorurtheile verlachen, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben oder zu bedürfen.

Politische Kopflähme und knechtische Gesinnungen, sind also allerdings auch in deutschen Augen, ein Fleck im Charakter. Ein Deutscher, der allen unnützen Weltverhältnissen entsagt, einsam lebet, seine Erziehung unabhängig von allem was er sieht und höret sich selbst im Stillen giebt, Umgang hat mit grossen Todten aus Grie-

Nous voulons de l'obeissance, et non pas de la science! Zweiter Landvogt — las das Buch beynahe durch, und sagte: ce Docteur Zimmerman est un homme remuant et dangereux, il faut lui faire mettre bas sa plume!

Griechenland, Rom und England, wird ein eben so freyer, und edler Denker, als irgend ein Republikaner. Und durch ihn kommt dann auch zuweilen ein kleiner Lichtstrahl von Wahrheit unter allerley Volk, wenn er schreiben kann; aber an keine Modelle, Leisten, Magisterkappen, Kinderhauben, Nadelstiche, Werkschuhe, und Meßruthen sich kehret; und um Gottes willen, am allerwenigsten, an den allgemeinen Tritt.

Dieß ist Alles was ich über die Vortheile der Einsamkeit für den Geist sagen wollte. Vieles ist vielleicht nicht lange genug überdacht, und gewiß das meiste nicht gut genug gesagt. Lieber Jüngling, dem dieses Buch in die Hände fallen kann, nimm du das Gute darinn mit Liebe auf, und verwirf alles Kalte und Schlechte, alles was nicht rühret, und eindringt! O herzlich und unaussprechlich will ich mich freuen, will mich reichlich belohnet halten für alle meine

Arbeit,

Arbeit, wenn nur Du für mein Buch mir dankst, nur Du mich segnest, nur Du mir sagst: es habe dich aufgeklärt, gebessert, beruhigt! Keinen andern Seegen werde ich meinem Buche wünschen, wenn Du dich durch dasselbe gebilligt glaubst, wegen deines Hanges zu weiser und thätiger Einsamkeit; wegen deines Widerwillens für zeittödtende Gesellschaften; wegen deines Widerstrebens gegen den beständigen Rath deiner Bekannten, man müsse, um sein Glück zu machen, an allen öffentlichen Orten sich zeigen! Wagst du es auch nicht deinen Mund aufzuthun, fürchtest du immer etwas Ungereimtes in den Augen derer zu sagen, die das Monopolium des Witzes und des guten Geschmackes an sich gerissen haben, und kraft dessen überall die unwitzigsten und geschmacklosesten Dinge mit Geräusch und Beyfall vortragen: o so denke, daß ich, in solcher Gesellschaft, eben so stumm bin wie Du!

Du

Du kannst bey diesem ganzen zehnten Capitel noch weit mehr denken als ich sage. Habe ich aber auch in demselben nur bemerklich gemacht, was Einsamkeit auf den Verstand wirket den man zur Wahrheit leiten will; kann ich in dem eilften Capitel auch nur andeuten, was Einsamkeit auf den Willen vermag, den man biegsam machen möchte zur Tugend: so siehst du doch überhaupt, daß die Vortheile der Einsamkeit für den Geist der Gewinn sind, den unsere Vernunft aus der Einsamkeit ziehet; und ihre Vortheile für das Herz, alles was wir in derselben durch Gefühl und Empfindung geniessen.

Diese Eintheilungen und Unterschiede haben zwar doch immer etwas Schwankendes. Alle Vergnügungen des Verstandes und des Herzens sind Wirkungen einer und eben derselben geistigen Kraft. Religion, die doch so offenbar nach dieser Eintheilung eine Sache des Herzens ist,

versinket immer in Schwärmerey, ohne die Leitung der Vernunft. Bereden und hinreissen kann man aber die Menschen nur durch die Kraft ihnen immer die Wahrheit so darzustellen, daß sie Bezug auf ihre Sitten und Leidenschaften habe. Also muß Herz in Allem und bey Allem seyn.

Herz und Gefühl haben wenigstens in dieser ganzen Schrift über die Einsamkeit mich hingerissen, getrieben, und geleitet. Darum sagte auch eine Dame von grossem Geiste von den zwey ersten Theilen dieses Buches, daß ich Alles von mir gebe was ich fühle, und wenn ich nichts mehr fühle, dann die Feder weglege. Aber gewiß verfiel ich auch deswegen überall in Fehler, die kein systemfester Philosoph macht. Indessen so wie ich die Menschen kenne, ists mir genug, wenn dieses zehnte Capitel auch nur dunkel zeiget, wie vortheilhaft Einsamkeit auf die Erkenntnißkräfte, also auf Geist, Verstand, und

Geistes-

Geistescharakter wirket; und wenn dann nur das eilfte lebhaft genug empfinden läßt, welche wahre und edle und erhabene Vergnügungen Einsamkeit hervorbringet, durch ruhige und gefühlvolle Anschauung der Natur, und durch Empfindsamkeit für alles Schöne und Gute.

Ende des dritten Theils.

dann nur das
welche wah-
gungen Ein-
und gefühl-
durch Em-
Gute.

s.

Namen-

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 490
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
4.5 5.0 5.6 6.3
the scale towards document